Quick



NR. 41 QUICK JAHRGANG 10 MÜNCHEN, 12. OKTOBER 1957 50 PF.

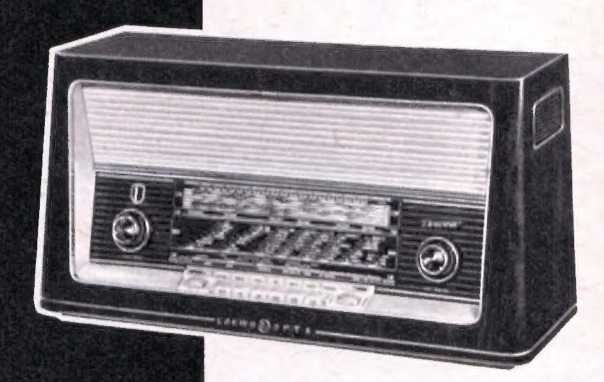
Australien: austr. sh 1/9; Belgien: bfrs 7,-; Dänemark: dkr 1,25; Großbritannien: sh 1/3; Frankreich: ffrs 60,-; Holland: hfl. 0,60; Italien: Lire 100,-; Luxemburg: bfrs 7,-; Norwegen: nkr 1,25; Österreich: ö. S 4,-; Saarland: ffrs 60,-; Schweden: skr 0,85; Schweiz: sfrs 0,60; Spanien: Ptas. 12,-; Südafrika: sh 1/6; Mittel- und Südamerika: US $ 0,20. Postverlagsort Essen. Printed in Western Germany

LOEWE  OPTA

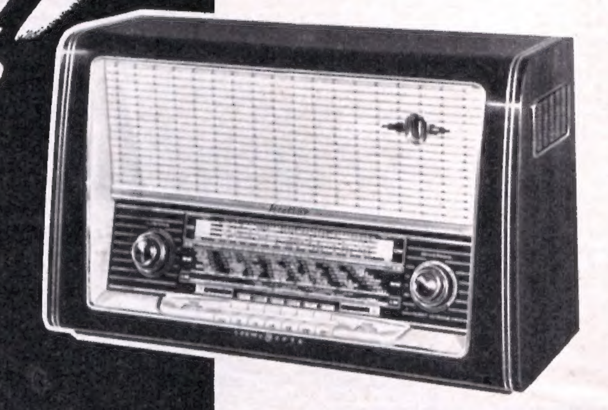
DIE GROSSE MARKE

Trümpfe von denen man spricht!

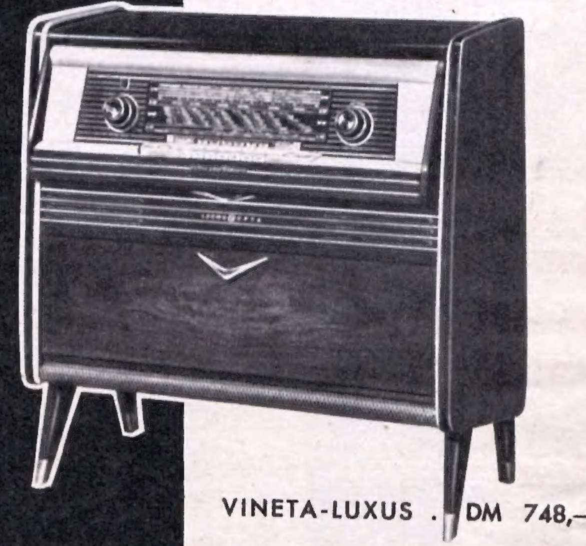
3D-Posaunen
3D-Zaubertaste
Doppeltastatur
Magischer Klangmixer
Leuchtband-Anzeige
Bedienungswiege
Gegentakt-Endstufe
Gigantskala
Scharfzeichner
Klangbild-Register



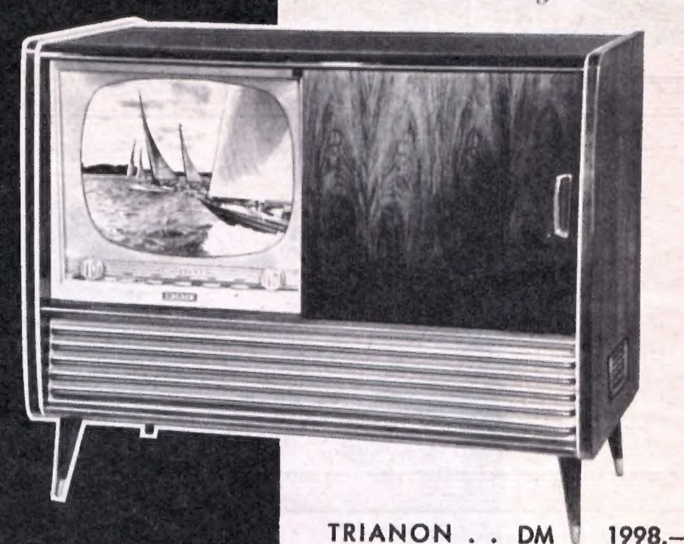
TRUXA . . . . . . DM 299,–



METEOR . . . . . DM 379,–



VINETA-LUXUS . . DM 748,–



TRIANON . . DM 1998,–

LOEWE OPTA

WERKE IN:

BERLIN/WEST
KRONACH/BAYERN
DÜSSELDORF



Zum Titelbild:

Fast zwei Jahre hat es gedauert, bis der sympathische Naturbursche Toni Sailer nach seinem triumphalen Erfolg bei den Olympischen Winterspielen in Cortina zum Film kam. Schon im Februar 1956 wollten flinke Manager ihn vor die Kamera bringen. Toni hatte es nicht eilig. Er wollte seinen guten Ruf nicht mit schlechten Filmen aufs Spiel setzen. Auch jetzt, wo er mit Ingrid Andree ein nettes Lustspiel dreht, ist der Film für ihn nur Nebenbeschäftigung. Toni will Sportler bleiben!



Ein liebenswürdiges Nachspiel

... hatte das Titelbild der vorletzten QUICK-Ausgabe (Nr. 39): Eine deutsche Rundfunk-Gesellschaft meldete sich am Telefon bei der jungen Dame, die auf dem Farbfoto abgebildet war: „Sind Sie berufstätig?" — „Nein, ich bin Hausfrau!" — „Wollen Sie Fernsehansagerin werden?" — „Wieso kommen Sie ausgerechnet auf mich?" — „Wir finden, daß Sie nicht nur fotogen sind. Das sind viele. Sie aber strahlen außerdem lebendige Wärme aus. Und wir brauchen menschliche Gesichter, keine starren Masken!" Ein Termin für Probeaufnahmen ist bereits vereinbart worden ...



Sehr geehrte QUICK,

bisher kannte ich Sie als eine Zeitschrift, die immer da vornehme Zurückhaltung übte, wo andere in beklagenswerter Haltlosigkeit auch vor dem Letzten nicht haltmachten. Leider mußte ich in Ihrer Nummer 40 feststellen, daß Sie diesen gehobenen Standpunkt verlassen haben. Sie zeigten den Schauspieler O. W. Fischer in einem Kinderwagen liegend, in dem er sich offensichtlich wohl fühlte. Müssen Sie denn die intimsten Gewohnheiten eines Menschen vor die Augen der Öffentlichkeit zerren? Mit mir sind sich alle meine Bekannten darüber einig, daß Schauspieler auch Menschen sind.



Wie diskret wirkten dagegen die Besucher eines O.-W.-Fischer-Filmes, die ich kürzlich beobachten durfte. Alle sahen bei einer Bett-Szene ihres Lieblings scheu zu Boden.

Hochachtungsvoll

LORIOT

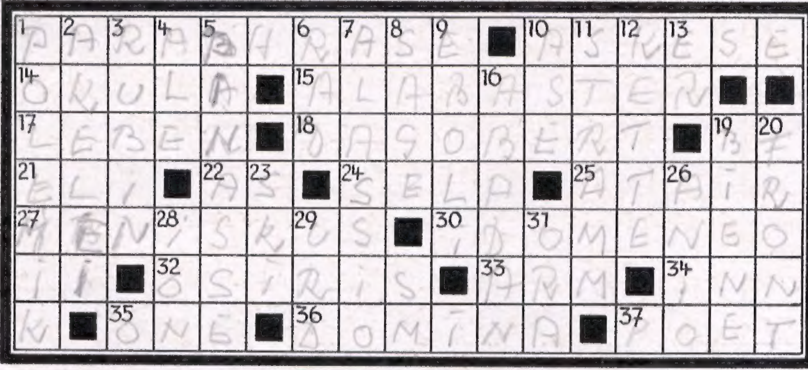
Dem QUICK-Leser gehört die Welt

QUICK **Nr. 41 • Jahrgang 10 • 12. Oktober 1957 • Preis 50 Pf., erscheint wöchentlich im Verlag Th. Martens & Co., GmbH.**

Verlag und Redaktion: München 3, Brienner Straße 46. Telefon: 28801-10 (nachts: 28801-04). Fernschreiber-Anschluß: 052/3600. Versandstelle Essen: Telefon 71961. Herausgeber: Diedrich Kenneweg. Chefredakteur: Franz Hugo Mösslang. Bildteil: Ausland: Dr. Herbert Zachäus; Inland: Franz A. Dahm. Redaktion: Jürgen von Kornatzki, Gerhard Moosleitner, Hanshenning Hartmann, Georg Fritz, Eugen Vogl-Dammbach. Theater und Film: Joachim F. Bremer (z. Zt. verreist). Textteil: Verantwortlich: Friedrich Strindberg. Redaktion: Martin Stiebing (Roman), Gerhard Jaeckel (Tatsachenberichte), Walter F. Hiss (Wissenschaft), Ilse Ebbinghaus (z. Zt. verreist). Bilderdienst: Margarete Paupitz. Chef vom Dienst: Marion Friess. Hersteller: Dieter Martens. Verantwortl. für den Anzeigenteil: Alfred Boehme. Druck: W. Girardet, Essen. Abonnements nehmen die Postanstalten entgegen. Monatl. Bezugspreis: DM 2.16 (zuzügl. Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr. 11 gültig. Printed in Germany. Banken: Bankhaus H. Aufhäuser, München; Kreissparkasse München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Erfüllungsort München. In Großbritannien für den Inhalt verantwortlich: J. H. Kisch, 101 Salisbury Square House, Fleet Street, London EC 4.

RÄTSEL

KREUZWORTRÄTSEL



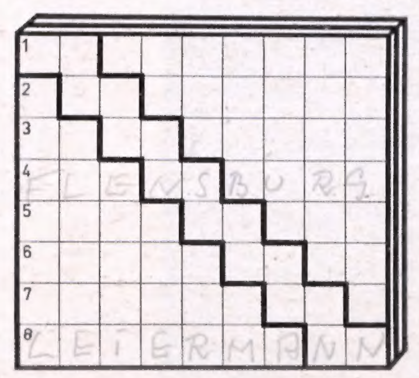
Waagerecht: 1. Fantasie über eine Melodie, 10. mönchische Entsagung, 14. Kirchensonntag, 15. feingriffiger Gips, 17. Daseinsform, 18. fränkischer König, 21. Hohepriester, 22. höchster Wert im Kartenspiel, 24. Psalmzeichen, 25. Stern im Sternbild des Adlers, 27. Knorpel im Kniegelenk, 30. Oper von W. A. Mozart, 32. ägyptischer Sonnengott, 33. Körperteil, 34. Nebenfluß der Donau, 35. englisches Zahlwort, 36. Stiftsvorsteherin, 37. gekrönter Dichter. — *Senkrecht:* 1. gelehrte Fehde, Streitkunst, 2. Glockenblume, 3. rotschimmernder Edelstein, 4. Biersorte, 5. Beiboot eines Kriegsschiffes, 6. Rollkörper, 7. Winterkurort in der Provinz Genua, 8. Erzählung, 9. Gestalt aus Don Carlos, 10. nordische Gottheit, 11. straff, gespannt, 12. Band aus beweglichen metallenen Gliedern, 13. persönliches Fürwort, 16. persischer Ölhafen, 19. Sinnbild des Fleißes, 20. Kampfzone, 23. Schneeschuh, 26. Nebenfluß des Tiber, 28. elektrisch geladenes Atom, 29. eine der drei Nornen, 31. lateinisch: bete.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bac — be — ber — bor — ca — cha — e — el — el — es — es — id — irr — ki — la — li — li — lin — lip — ma — mo — na — nal — ne — ni — ni — ni — no — nu — pe — re — reif — rin — sa — so — spa — steg — ster — te — tor — tos — tra — ul — ul — wisch — sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Hölderlin ergeben. (ch = 1 Buchstabe):

1. Prophet, 2. Jagdhund, 3. Trinkgelage, 4. Salbengrundlage, 5. kräftiges Gewebe, 6. Leuchterscheinung im Sumpfgebiet, 7. Reisewagen zu Anfang d. 18. Jahrhunderts, 8. berühmter Dirigent, 9. Mineralfarbstoff, 10. Teil eines Rades, 11. Steigbügel, 12. Mantel, 13. Pappelart, 14. Teil von Nigerien, 15. geometrischer Körper, 16. chem. Gerät.

STUFENRÄTSEL



a a a a a a a a, ä, b, c, d d, e e e e e e e, f f, g, h h h, i i i i i, k, l l l l l l, m m m m, n n n n n n, o o, p p, r r r r r r r, s s s s s, t t t, u u u u, z.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht Wörter folgender Bedeutung: 1. Halbedelstein, 2. Gemeindeanstalt zwecks Unterbringung, 3. weiblicher Vorname, 4. Industrie- und Hafenstadt in Schleswig-Holstein, 5. Vorspiel in der Musik, 6. Handwerksbetrieb, 7. Zeichen eines Makels, 8. Drehorgelspieler. Bei richtiger Lösung läßt sich von den Stufen der Name eines ostpreußischen Dramatikers ablesen.

NEUER KOPF – NEUER FUSS

Back — Ahn — Arme — Beil — Samt — acht — Paul — Abend — Fuder. Diesen Wörtern nimmt man die Anfangs- und Endbuchstaben und ersetzt sie durch neue, die dann, beide von oben nach unten gelesen, eine herbstliche Tätigkeit und die beiden deutschen Flüsse, die jetzt unter ihrem Zeichen stehen, ergeben.

DAS STIMMT

Pf — er, Gl — u, Be — n, Ma — arm, K — e, S — m, D — el, L — nde, Kle — er, E — lb, Ba — sse, Ho — eit, P — sche.

In diese Wortfragmente ist je eine der nachstehenden Buchstabengruppen so einzusetzen, daß sinnvolle Begriffe entstehen. In der so gewonnenen Reihenfolge ergeben die eingesetzten Teile im Zusammenhang gelesen die richtige Beurteilung für eine bestimmte Sorte unserer Mitmenschen.

arr — eck — ege — eit —
eru — hlh — iep — ige — ist
— nzi — oga — rka — std.

UNERREICHT

Misch die eins-zwei möglichst fein.
Eine drei wird sich entfalten.
Die eins-zwei-drei in Flur und Hain
Kann Menschenhand doch nie gestalten.

WORTSCHEIBE



Verfolgt man im Uhrzeigersinn die Linienführung des Sterns, so nennen die Anfangsbuchstaben der Figurenwörter eine leckere Speise.

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 40

DIAGONAL - KREUZWORTRÄTSEL: *Schräg aufwärts:* 2. gar, 4. Wodan, 6. Renan, 7. Os, 9. Geld, 10. Gran, 12. Sense, 13. Edamer, 16. Oka, 18. Kegel, 20. Eskimo, 23. Eber, 25. Tag, 26. Erg, 28. Rue, 29. Perseus, 32. Laune, 33. Art. — *Schräg abwärts:* 1. Radames, 2. Gondel, 3. Rang, 4. Wels, 5. Nora, 6. Renke, 8. Samen, 9. Geo, 11. Neger, 14. Dame, 15. Rebus, 17. Ast, 19. Lee, 21. Kap, 22. Igel, 24. Rebe, 27. Gent, 30. Raa, 31. Sure.

SILBENRÄTSEL: 1. Kannibale, 2. Röteln, 3. Archangelsk, 4. Nora, 5. Kelten, 6. Hermelin, 7. Eleve, 8. Intuition, 9. Timbuktu, 10. Silen, 11. Theobald, 12. Euripides, 13. Cardillac, 14. Klaproth, 15. Torgau, 16. Idee, 17. Nippes, 18. Varus, 19. Olive, 20. Lineal, 21. Leguan. — *Krankheit steckt in vollen Kannen und Schüsseln.*

KLEINE VERWANDLUNG: Paradies, Kokain, Eisenerz, Kaliber, Etalon, Sonnenuhr, Marathon, Zuckerhut, Vitriol, Service, Widerhall, Romanze, Fahneneid, Kasuist, Bariton — *„Die Bluthochzeit."*

GLEICHUNG [Okapi — (Apis — S)] + (Toast — Ast) + (Berlocke — Locke) + (Festmeter — Meter) = *Oktoberfest.*

MAGISCHES QUADRAT: 1. Tatra, 2. Areal, 3. Teint, 4. Ranke, 5. Alter.

TREPPENRÄTSEL: 1. Einbau—M—Einbaum; 2. Paste—Ur—Pasteur; 3. Gran—Ate—Granate; 4. Wal—Deck—Waldeck; 5. An—Tenne—Antenne; 6. O—Mikron—Omikron.

SCHLIMM: Wanderer — anderer.

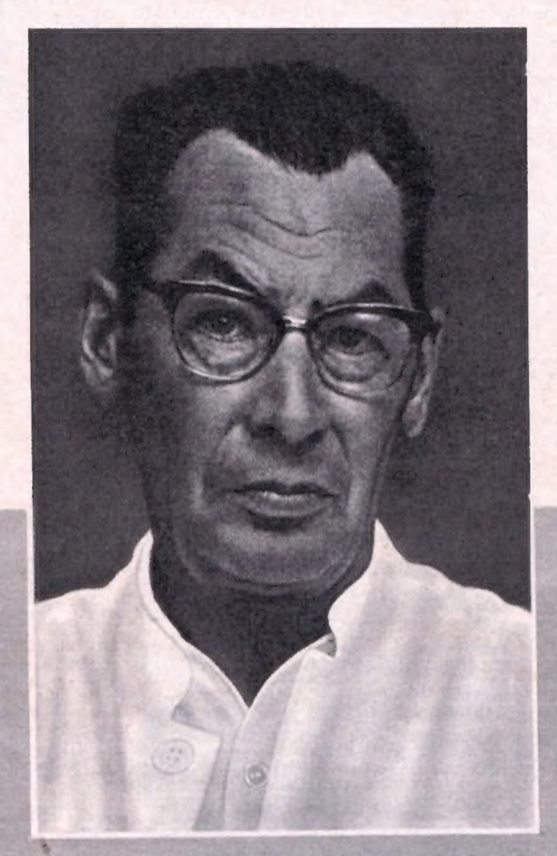
JEDER SUCHT SEINEN VOGEL: 1. Gambe, 2. Inful, 3. Menes, 4. Paket, 5. Elite, 6. Leber. *Gimpel — Elster.*



Ein Chef-Arzt fordert für uns:

Die Fünf-Millionen-Partei

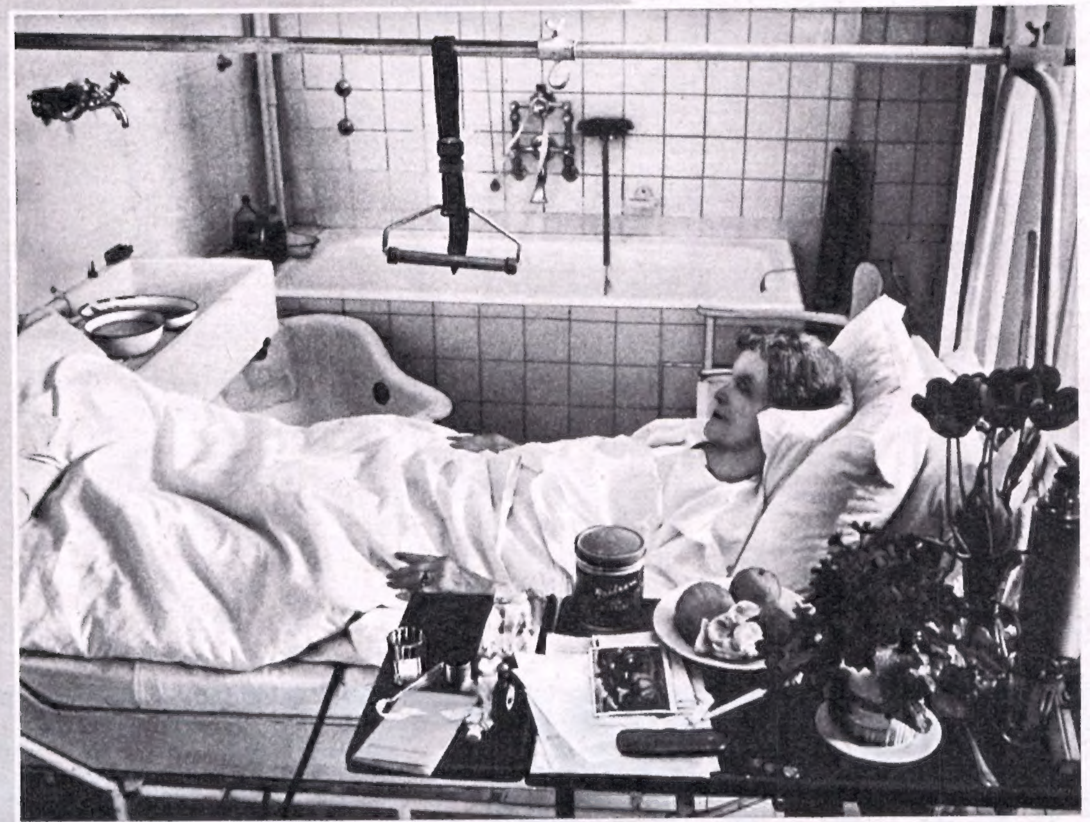
der Kranken



Ein Bericht von Michael Friedel

Streiter für die Kranken
Dieser Mann kämpft seit Jahren einen verzweifelten Kampf für alle Krankenhaus-Patienten. Aber bisher waren seine Bemühungen vergeblich. Darum wendet er sich jetzt an die Öffentlichkeit: „Die Krankenhäuser im Lande der Wirtschaftswunder werden unverantwortlich stiefmütterlich behandelt", erklärt Professor Dr. Ferdinand May, Chef der Urologischen Klinik in München. „So kann es nicht weitergehen. Wir müssen die mittelalterlichen Verhältnisse beseitigen und endlich zeitgemäße, moderne Krankenhäuser schaffen. Geld darf dabei keine Rolle spielen."

Ein Bomber kostet soviel wie ein neues Krankenhaus • Die meisten Krankenhäuser sind veraltet • Kein Geld für Neubauten • Gesundheit ist zwar nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts • Ärzte und Schwestern sind überbeansprucht • Katastrophale Finanzlage • Es gibt jährlich etwa 5 Millionen Krankenhauspatienten in der Bundesrepublik • Würden sie einer „Partei der Kranken" angehören, wäre schon längst etwas geschehen • Und so sieht es aus:





Mit einem Lächeln kämpft der bayerische Landtagsabgeordnete Dr. med. Rudolf Soenning (rechts) um die Verbesserung der Krankenhausverhältnisse. Doch hinter dem Lächeln des Dr. Soenning verbirgt sich bitterer Ernst: Die Kliniken müssen um Geld betteln! Die Landesregierungen und die Bonner Ministerien schieben das Problem von einer Stelle zur anderen. In keinem Land Europas gibt es eine ähnlich beschämende Situation, denn dort sorgen die Regierungen wesentlich mehr für die Volksgesundheit.

Du kannst nicht sterben

Im Sterbebett mit Brause liegt eine Frau in einem westdeutschen Krankenhaus. Ihre letzten Eindrücke von dieser Welt sind — badende Kranke. Aus Platzmangel schob man sie ins Bad. Weil es zu wenig Badezimmer gibt, zischt tagsüber fast ununterbrochen dampfendes Wasser in die Wanne und nimmt der Schwerkranken Atemluft und Ruhe. Die Toten werden heute taktvoller behandelt als die Sterbenden, doch an den Ärzten und Schwestern liegt es nicht: In Westdeutschland fehlen zwei Milliarden D-Mark für Krankenhausbauten, aber dem Staat scheint die Gesundheit seiner Bürger gleichgültig zu sein.

Du kannst nicht gesund werden



Der Tod ging ins Büro, als diese Frau starb. Die Raumnot war so groß, daß man das Bett an keinem anderen Platz unterbringen konnte. Der Grund der Krankenhaus-Misere: Beim Wiederaufbau sind die Kliniken vergessen worden. Die gesetzlichen Krankenkassen zahlen Verpflegungssätze, die nicht einmal die Selbstkosten der Anstalten decken, und die seltenen Zuschüsse sind ein Tropfen auf einen heißen Stein.



Nicht etwa gebadet wird das kleine Mädchen, sondern es erhält eine Unterwasser-Massage, weil es an Kinderlähmung erkrankt ist. Ihre gelähmten Beine sollten in einem großen, hochstehenden Spezial-Becken gymnastisch bewegt werden. Aber die traurige Finanzlage der Krankenhäuser zwingt zu dürftigen Ersatzlösungen. Das Personal nimmt ohne Murren alle Arbeitserschwerungen in Kauf. Dennoch bleibt die Tatsache: Eine Badewanne kann ein Massage-Becken nicht ersetzen! Diese primitive Wanne steht in einer großen Klinik mit mehreren hundert Betten, und viele Krankenhäuser haben nicht einmal eine Massage-Schwester.

Das Große Los zog dieser kleine Junge, als er an Diphtherie erkrankt war. Er kam nämlich in das moderne Städtische Krankenhaus in Leverkusen. Die großen Steuereinnahmen dieser Stadt — weltbekannte Industrien sind dort ansässig — ermöglichten den Bau eines „Krankenhauses von heute". Das Kinderhaus liegt gesondert, weil die Welt des Kindes nicht durch erwachsene Kranke gestört werden soll. Große Fenster in den Park und zu den Nebenkabinen isolieren die kleinen Patienten, aber sie können das Geschehen in ihrer Umgebung miterleben. Die Praxis beweist es deutlich: die Kinder werden schneller gesund.

Genesung — schwer gemacht

Im Kino verboten, im Krankenhaus erlaubt ist das Zuschauen, wenn Frauen sich waschen und sich an- und ausziehen. Auf keinen Fall aber würde ein solcher Film jugendfrei sein. Doch unsere Krankenhaus-Not nimmt auf die sittliche Gefährdung von Kindern keine Rücksicht. Es ist wie im Krieg; das friedensmäßige Leben kann erst in die Kliniken einziehen, wenn sich der Staat an die fünf Millionen Kranken in jedem Jahr erinnert . . .





Die Bakterien tanzen in dieser „Labor"-Ecke. Hier müssen alle Diagnosen erarbeitet werden. Ob Urinprobe oder Halsabstrich — dem Arzt steht nur der kleine Tisch mit den dürftigen Geräten zur Verfügung. Erst in zehn Jahren könnte das Krankenhaus das Laboratorium ausbauen. Es hat eine Röntgenanlage auf Abzahlung angeschafft; die letzte Rate ist in zehn Jahren fällig! Eine hoffnungslose Geldnot liegt wie eine drohende Wolke über der Gesundheit der westdeutschen Bürger. Krankheiten können mit medizinischen Hilfsmitteln besiegt werden, aber schlechte Einrichtungen sind schlechter als gar keine: Sie unterstützen nur die Krankheit.



Nach zehn Dienstjahren täglichen Gebrauchs begrüßt den neu eingelieferten Kranken aus dem Land des allgemeinen Wohlstands der Nachtgeschirr-Veteran. Wer ins Krankenhaus kommt — es sind jedes Jahr fünf Millionen in der Bundesrepublik — muß sich schon auf allerhand gefaßt machen . . .



So müßte es sein: Eine appetitliche, fahrbare Thermos-Ausgabe für die Kranken-Mahlzeiten. In dieser neuen Klinik können sich die Patienten das Essen nach der Speisekarte bestellen. In alten und kleinen Krankenhäusern werden die Einheits-Portionen — wie im Gefängnis — aus Kübeln verteilt. Schon vielen ist so der Appetit gründlich verdorben worden . . .

Du verlierst die Hoffnung und du kannst dich ekeln



Fort mit den rückständigen kleinen Krankenhäusern

Diese Forderung stellt der bayerische Landtags-Abgeordnete Dr. Georg Oeckler (rechts im Bild) für die 5 Millionen Krankenhaus-Patienten in jedem Jahr. Er will das Krankenhaus-Wesen rationalisieren: An Stelle der mittelalterlichen „Siechenheime" sollen moderne Kliniken mit einigen hundert Betten gebaut werden. Denn die kleinen Krankenhäuser mit 30 bis 50 Betten sind unpraktisch.



Oft gibt es nicht einmal einen Arzt im Haus. In solchen Fällen „besucht" ein praktischer Arzt aus dem Ort die Anstalt. Wenn im Mittelalter das Wort galt, ein Kranker läge allein in Gottes Hand, so gilt heute außerdem: „Die ganze medizinische Wissenschaft für den Kranken!" Die Miniatur-Krankenhäuser stehen in krassem Gegensatz zu dieser neuzeitlichen Auffassung. Sie sind überholt und haben keine Existenzberechtigung mehr. Neben den Geldschwierigkeiten beim Neubau vollausgerüsteter, neuzeitlicher Krankenhäuser macht sich unglücklicherweise der Widerstand der Bevölkerung bemerkbar: In den Augen der konservativen Laien genügt es, wenn Ärzte und Personal in den primitiven Klein-Anstalten das Äußerste leisten. Aber die Tatsachen sprechen eine unmißverständliche Sprache: In großen, neuen Kliniken (rechts) wird auch die Seele des Kranken gesund. Die moderne Medizin hat nämlich herausgefunden, daß ein Bett und ein Arzt noch nicht für die Genesung genügen — die Gesundung beginnt von innen her. Dazu gehört eine freundliche Umgebung. Häßlichkeit, wie sie in den kleinen Krankenhäusern meistens zu finden ist, drückt den Kranken nieder und verhindert seine schnelle Heilung.



Weh' dem, der krank wird

Die Krankenzimmer der veralteten Kliniken sind überbelegt. Trotzdem fehlen im Bundesgebiet etwa 70 000 Betten. Eine Änderung dieses Zustandes ist nur möglich, wenn die Versicherungen verpflichtet werden, einen Teil ihres Investitions-Kapitals in Krankenhäuser zu stecken. Außerdem müßte der Staat verbilligte Darlehen geben, und nur eine zentrale Stelle dürfte die Neubauten planen. Eine weitere Forderung wäre eine Verordnung über Bau und Einrichtung nach zeitgemäßen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die kleinen alten Krankenhäuser könnten dann Altersheime werden.

Ein Lift ist Luxus

Durch halbdunkle, winkelige Gänge, über steile, unpraktische Treppen keuchen die Träger mit den Schwerkranken. In modernen Kliniken gibt es keine Krankentragen mehr: Auf gummibereiften Wagen werden die Patienten erschütterungsfrei zu allen Abteilungen gefahren. Geräumige Aufzüge gleiten dort sanft von Stockwerk zu Stockwerk. Seit fünfzig Jahren kennt die Technik Fahrstühle, aber in Westdeutschland sind sie in vielen Krankenhäusern noch unbekannt. Sparen und improvisieren heißt das Motto der kleinen Kliniken.

Wie im Behelfslazarett

Dieser „Operations-Saal" ist eigentlich nur ein Behelfs-Labor. Weil aber in dem Klein-Krankenhaus kein Platz vorhanden war, wurden die Operationseinrichtungen zusätzlich eingebaut. Solche Notlösungen darf es nicht mehr geben . . . !

Nächste Seite:

Sterben oder gesund werden kannst du nicht, und du kannst auch nicht geboren werden . . .



Wenn der Inhalt dem Gesetz entspricht:

Lebensgefährlich

Seit 1938 dürfen die Hebammen nur noch einheitliche Wochenbett-Packungen verwenden. Dies alte Gesetz hat den Krieg und den Wiederaufbau überdauert. Es gilt noch heute. Der Journalist und Fernseh-Kommentator Josef Müller-Marein nahm es sich vor und prüfte die Wochenbett-Packung, ob sie dem heutigen Stand der Medizin entspricht. Der Grund für seine Untersuchung war eine Statistik: Von zwei Dutzend überprüften Ländern hat die Bundesrepublik die größte Anzahl von „Komplikationen bei der Geburt"! Die meisten Infektionen im Wochenbett kommen ebenfalls in der Bundesrepublik vor. Josef Müller-Marein fand heraus, daß das Gesetz über die Wochenbett-Packung Lebensgefahr für Neugeborene bedeutet, wenn es buchstabengetreu befolgt wird. Seit vier Jahren ist eine Arbeitsgruppe leitender Medizinalbeamter mit der Änderung des Gesetzes beschäftigt. Bis heute jedoch sind die drei entscheidenden Fehler im Gesetz nicht beseitigt worden:

1. **Laut Gesetz soll die Packung eine unelastische Nabelbinde enthalten. Sie engt die Atmung des Neugeborenen lebensgefährlich ein. Doch die Hersteller sind gewissenhafter als der Gesetzgeber: Durch die Lieferung von elastischen Binden verstoßen die Fabrikanten zwar gegen das Gesetz, aber sie retten unzählige Säuglinge.**

2. **Die Reichsministerien seligen Angedenkens verfügten 1945, daß nur noch wenige Kubikzentimeter des damals kostbaren Desinfektions-Spiritus der Packung beizufügen sind. Dabei blieb es bis heute. Wenn sich aber die Hebammen ihre Hände nicht gründlich mit Spiritus reinigen können, besteht Infektionsgefahr für Mutter und Kind!**

3. **Durch den Wortlaut des Gesetzes sind die anderen Desinfektionsmittel auf ganz bestimmte Markenfabrikate festgelegt. Das Gesetz gibt dem Fortschritt keine Möglichkeit: Selbst wenn die Forschung neue, wirksamere Medikamente entwickelt, könnten sie wegen dieses Gesetzes der Wochenbett-Packung nicht beigegeben werden.**



Josef Müller-Marein

Du kannst nicht geboren werden

Das Los aller Schwestern: Völlig überfordert!



Achtzehn Stunden täglich arbeiten die Ordensschwestern aus Barmherzigkeit. Für sie ist die Tätigkeit in den Krankenhäusern innere Berufung, aber die Kranken sollten nie vergessen, daß auch sie Menschen sind. Kliniken sind keine Hotels, in denen Klingelknöpfe zur Befriedigung persönlicher Wünsche installiert wurden. Eine Forderung an die fünf Millionen Krankenhauspatienten: Schwestern sind keine Dienstboten!



Es ist ein Wunder, daß sie's schaffen

Krankenschwestern können sich nur zur Hälfte der Krankenpflege widmen — die übrige Zeit geht für Putz- und Schreibarbeiten drauf. Da ihr Lohn gering ist, sind besserbezahlte Mädchen-Berufe bevorzugt. Ihr Leben ist anstrengend, sie kennen wenig Freizeit, und die meisten von ihnen wohnen in primitiven Schlafsälen. Dennoch sind ihre Wünsche bescheiden. Sie möchten nur die Vierundfünfzig-Stunden-Woche und menschenwürdigere Quartiere. 30 000 bis 40 000 Schwestern fehlen. Gäbe es eine Partei der Kranken, würden sich ihre Arbeitsbedingungen schnell bessern, denn die Forderung von fünf Millionen Stimmen könnte nie überhört werden.

Einzelzimmer — ein Traum der Krankenschwestern. Nur in den modernen Kliniken sind sie vorhanden. Auch das brennende Problem der Schwestern ist von der Lösung der Krankenhaus-Misere abhängig: Es muß endlich etwas geschehen — der Staat ist es seinen Steuerzahlern und Wählern schuldig! Das sei dem neuen Bundestag ans Herz gelegt . . .

QUICK wird diesen Aufruf von Professor Dr. May allen zuständigen Länder- und Bundesministerien sowie allen an dem Krankenhaus-Problem interessierten Ausschüssen und Organisationen zuleiten.

Romy in Urlaub



Eine drehfreie Woche, sieben herrliche Tage lang, war Romy Gast in Schönau bei Berchtesgaden, in Opa Xaver Schneiders Haus, wo sie ihre Kinderjahre verbracht hat. Stürmisch begrüßt wurde sie von „Ajax", ihrem Boxerhund, der nach Romys Aufstieg zum Kassenmagneten zu Dauerferien in Schönau verurteilt wurde.





Die Großväter der Stars machen, im Gegensatz zu Star-Müttern, kaum von sich reden. Romys 71jähriger Opa, Installateur i. R., ist ein Großvater wie aus dem Bilderbuch: Er sitzt am Fenster, raucht Pfeife und liest in dicken Büchern von längstvergangenen Zeiten . .

Oh, wie gut, daß keiner weiß, daß ich Romy Schneider heiß'! Der prominente Gast ist bei Nacht und Nebel angekommen, und die gierige Meute der Autogrammsammler hat von diesem Ereignis noch keinen Wind bekommen. Noch stört keiner Enkelkind Romy bei seinen dekorativen Kletterübungen.

Wer mit wem?



Hochzeit ohne Ehepaar

An ihrem Hochzeitstag trug Sophia Loren zwar Brautkleid und Schleier, aber nur für Filmaufnahmen. Sophia und ihr Auserwählter, der italienische Filmproduzent Carlo Ponti (unten), blieben nämlich in Hollywood und ließen sich vor einem mexikanischen Standesamt durch Anwälte vertreten. Die Trauung mußte in Mexiko stattfinden, weil Ponti dort von seiner ersten Frau geschieden wurde. In Italien gilt diese Scheidung als illegal und Sophias junge Ehe als „wild".



NICHT DURCH IHRE KURVEN, sondern durch ihre überzeugende Darstellungskunst ist die Italienerin Giulietta Masina in ihren berühmten Filmen „La Strada" und „Die Nächte der Cabiria" aufgefallen. Und das wiederum gefiel unserem O. W. Fischer, der etwas gegen die „Nur-Kurven-Mädchen" hat. Darum möchte er die Masina gerne als Partnerin in seinem nächsten Film haben. Fragt sich nur, ob es dann in der Propaganda heißen wird: Ein „Masina-Film" oder ein „O.-W.-Fischer-Film" . . .

★

HEIRATSANTRÄGE über Heiratsanträge wird der Schauspieler Mario Adorf kriegen, der in dem Film „Nachts, wenn der Teufel kam" einen beklemmend echten Massenmörder spielt. Das wenigstens behauptet Regisseur Robert Siodmak. Als Beweis für diese Behauptung führt er an, daß es Peter Lorre vor rund dreißig Jahren ähnlich ergangen sei, als er mit seiner Darstellung eines Massenmörders in dem Fritz-Lang-Film „M" einen so eindrucksvollen Erfolg errungen hatte. Man ist geneigt, dieser Behauptung Siodmaks einigen Glauben zu schenken, wenn man die attraktive Kai Fischer von Mario Adorf schwärmen hört . . .

★

AUFFÄLLIGES INTERESSE fand die interne Vorführung der „Export-Fassung" des Caterina-Valente-Films „Casino de Paris" in Geiselgasteig. Besucht wurden diese wiederholt angesetzten Vorführungen hauptsächlich von Männern. Und zwar nicht wegen der reizenden Valente, sondern wegen der ziemlich unverhüllt mitwirkenden Komparsinnen. Mit dieser sehr freien „Export-Fassung" hofft man im kurvenliebenden Ausland ein ausreichend gutes Geschäft zu machen. Ein Geschäft, das die 4,7 Millionen Mark, die der Film gekostet hat, wieder hereinbringt. Mit der deutschen Filmfassung würde man das wohl kaum schaffen. In der Inlandsfassung sind die Komparsinnen, wie das Gesetz es verlangt, brav und bieder angezogen . . .

★

FÜR RÖNTGENAUFNAHMEN des mit seinen Hüften wackelnden US-Filmsängers Elvis Presley zahlen seine Verehrerinnen in den USA Unsummen. Nun versucht Elvis, gegen die weitere Verbreitung dieser Bilder einzuschreiten. Er meint, daß „sein Innenleben die Leute gar nichts anginge".

★

17 MILLIONEN MARK im Jahr verdient die amerikanische Fox-Filmgesellschaft augenblicklich mit — Öl. Die 13 Ölquellen auf ihrem Ateliergelände in Hollywood haben sich nämlich als so ergiebig erwiesen, daß es sich die Gesellschaft leisten kann, vorläufig weniger Filme zu produzieren. Die Fox-Leute hoffen jetzt, weitere Ölquellen zu finden. Dann, so schwören sie, würden sie die in den Zeiten des Fernsehens so unsicher gewordene Filmherstellung ganz aufgeben . . .

★

TREU BLEIBEN will der italienische Regisseur Romolo Marcellini der „Miß Europa 1956", unserer Margit Nünke. Nachdem er mit ihr den Film „Die Verlobten des Todes" gedreht hat, plant er jetzt einen zweiten Film mit der reizenden Margit. Er soll heißen „Krieg ohne Generale" und wird die Geschichte eines Fronttheaters behandeln.

★

DREINREDEN? — Kommt nicht in Frage! Darum durfte die berühmte Hollywooder Schauspiellehrerin Paula Strasberg nicht das Filmatelier betreten, in dem ihre Tochter Susan Strasberg mit Lana Turner den Film „Peyton Place" drehte. Die Filmleute hatten nämlich noch gut in Erinnerung, wie sehr sich Paula Strasberg jeweils in die Regie eingemischt hatte, wenn ihre Schülerin Marilyn Monroe vor der Kamera stand. Als die Schauspiellehrerin energisch darauf bestand, doch zumindest ihre Tochter bei der Dreharbeit besuchen zu dürfen, wurde dies mit folgender Begründung abgelehnt: Lana Turners Mutter und die Mutter des Filmproduzenten dürften ja auch nicht ins Atelier . . .

★

KEINEN FILM-EHRGEIZ hat der österreichische Dichter Ferdinand Bruckner. Darum hat er alle Angebote ausgeschlagen, das Drehbuch des Films „Verbrecher" nach seinem berühmten Theaterstück selbst zu schreiben. Auch das hohe Honorar, das man ihm dafür zahlen würde, reizt Bruckner nicht: „Was soll ich mit soviel Geld? — Soll ich vielleicht im ‚Hotel 8 Jahreszeiten' wohnen, statt wie bisher im ‚Hotel 4 Jahreszeiten'?"

★

EIN KAPITAL stellt alleine der Firmenname „Ufa" dar. Bei einer Umfrage eines Marktforschungsinstitutes erinnerte sich der größte Teil der Befragten, daß die alte Ufa „die besten Filme gemacht habe". Der temperamentvolle Rechenkünstler Arno Hauke, Chef der neuen Ufa, wird sich anstrengen müssen, wenn er die vielen „Ufa-Gläubigen" nicht enttäuschen will.

★

GENUG VOM FILM hat Pamela Woolworth, Enkelin des Warenhaus-Gründers, Kusine von Barbara Hutton und mehrfache Millionärin. Ihre vor einem Jahre in London gegründete „Dragon-Filmgesellschaft" weist nämlich bereits nach dem ersten Film einen Verlust von 330 000 Mark auf. Dieser Schaden, den schon viele deutsche Filmfirmen verkraftet haben, ohne großes Aufhebens davon zu machen, reicht der resoluten Pamela vollauf. Sie machte sofort ihren Londoner Filmladen dicht und erklärte öffentlich: „Dreht gefälligst eure Filme in Zukunft ohne mich!"

★

FILMNÄRRISCHE GEOLOGEN aus den USA bezeichneten einige hügelige Landstriche im Staate Louisiana jetzt offiziell als „die Monroe-Gegend". Was Marilyn und ihr Dichtergatte Arthur Miller zu dieser „Ehrung" sagen werden, bleibt abzuwarten . . .

★

KEINE ANGST MEHR vor der Premiere des deutsch-dänischen Films „Für 2 Groschen Zärtlichkeit" braucht jetzt Filmproduzent Klaus Stapenhorst zu haben: Die Szenen, in denen seine Frau Ingmar Zeisberg so wenig anhat, sind ausnahmslos herausgeschnitten worden. Für die Aufführungen in Deutschland jedenfalls. Die Dänen und das übrige Ausland werden wohl mehr von Ingmar zu sehen bekommen . . .

SOVIEL FÜR HEUTE, NÄCHSTE WOCHE HÖREN SIE WIEDER VON IHREM

Anatol Aber



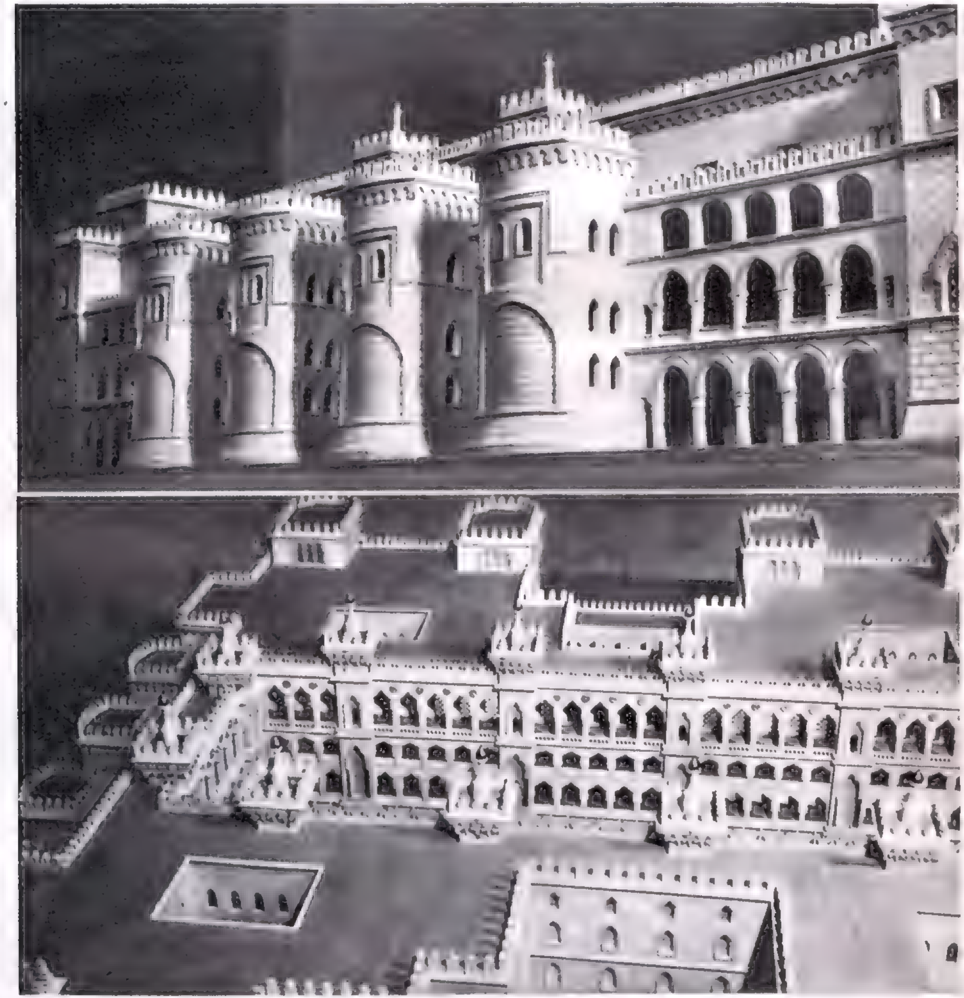
Gelbe Sorte-Cigaretten sind in den Flugzeugen der Deutschen Lufthansa, in den Speisewagen und Schlafwagen der DSG und der Compagnie Internationale des Wagons Lits sowie auf Schiffen des überseeischen Passagier-Verkehrs erhältlich.

Unser seit Jahrzehnten bestehender FRISCHDIENST mit 38 Filialen im Bundesgebiet und Berlin sichert die täglich frische Belieferung aller Verkaufsstellen.



Eine Fata Morgana war der Millionen-Auftrag, den König Saud 1954 dem römischen Architekten Armando Brasini erteilte: ein neues Wüsten-Schloß zu bauen. Brasini erdachte einen Marmor-Palast mit maurischer Filigran-Fassade. „Saud lobte das Modell" (oben), sagt Brasini. „Aber er führte es nicht aus — und hat bis heute noch nicht einen Pfennig dafür bezahlt!"





Der Mann, der Saud verklagte Vor einem römischen Gericht fordert der Architekt Armando Brasini Schadenersatz dafür, daß König Saud von Arabien ihn über ein halbes Jahr umsonst arbeiten ließ. Das Gericht soll anordnen, daß arabischer Besitz in Italien zwangsversteigert wird, damit Brasini zu seinem Geld kommt. In Arabien hat der Architekt keine Klage eingereicht — dort ist allein des Königs Wort Gesetz.

Eine Hof-Clique sei dafür verantwortlich, daß Pläne und Modell unbezahlt in einem arabischen Museum verschwanden, glaubt Architekt Brasini. Nahost-Experten wollen aber wissen, daß Brasinis Palast sogar dem reichen „Ölkönig" zu teuer gewesen sei.

Der Mann, der König Saud verklagte







„Das war meine Schule", sagte der Schauspieler Boy Gobert, der als perfekter Snob in dem Käutner-Film „Monpti" ungewöhnlichen Erfolg hatte, und führte mich an das Loch in der Hecke des elterlichen Hauses (links oben) in Hamburg. Neugierig steckten wir unsere Nasen in das grüne Laub, als draußen eine „Dame mit Hund" vorüberging (rechts oben). „Sehen Sie, wie der Pudel die Dame hinter sich herzerrt? Gleich wird sie ihre würdevolle Haltung verlieren! Das habe ich schon oft gesehen. Es brachte mich auf die Idee, diese Szene mit zwei Doggen in einem Film nachzuahmen."

Der

Wer kannte gestern den Namen Boy Gobert? Heute sprechen die deutschen Film-Besucher mit Entzücken und Begeisterung von diesem jungen Hamburger Schauspieler, der in dem Helmut-Käutner-Film „Monpti" als Gegenspieler von Romy Schneider und Horst Buchholz eine Figur volkstümlich machte, die als unsympathisch gilt: den eleganten Nichtstuer, den müden Dandy, den dekadenten Snob. „Ein prächtiger Bursche! Kein Wunder bei dieser Familie", berichtet Benno Wundshammer, der Boy Gobert in Hamburg besuchte, um hinter das Geheimnis dieses ungewöhnlichen Erfolges zu kommen.

Übermütig, wie zwei vergnügte Schulbuben, so traf ich Vater und Sohn hinter der Buchenhecke des Elternhauses in der Hamburger Gartenvorstadt Volksdorf. Die Goberts wollen — wie alle Hamburger Bürger — auf keinen Fall gesehen werden . . . um aber selbst nach draußen blicken zu können, schnitt Vater Gobert eigenhändig ein Loch in die Hecke. Als sein Junge, Boy, Schauspieler werden wollte, sagte er zu ihm: „Vorerst machst du dein Abitur. Inzwischen sieh dir die Menschen an, sieh, wie sie traurig sind, sieh, wie sie lachen, dann kannst du sie glaubhaft darstellen. Schau durch das Loch, die Wirklichkeit ist die beste Schauspielschule . . ."



Der Fahrrad-Kavalier Kurz darauf erblickten wir ein Liebespaar. Der junge Mann redete hitzig auf das Mädchen ein; das Fahrrad war ihm sichtlich im Wege (oben). „Das kann ich sofort spielen", rief Boy Gobert. Er stürzte hinaus und produzierte sich mit der nächstbesten ahnungslosen Radfahrerin als täppischer Verehrer, der mit den Tücken des Vehikels nicht fertig wird. Das Mädchen lachte Tränen.

Der kleine Milchmann Minuten später eilte der Milchmann von Volksdorf zu seinem Lieferwagen (oben). „Das möchte ich einmal im Film spielen, den kleinen Milchmann, der vor Übereifer alles verkehrt macht!" Schon hatte sich Boy Gobert den Kittel übergezogen, die Flaschen und Kannen ergriffen und stolperte scheppernd und klirrend davon (rechts). Die Nachbarn spähten hinter ihren Gardinen hervor, und Vater Gobert rief vom Balkon: „Nach diesem Zirkus war ich zum letztenmal Senator in Hamburg!"





Der Herr Senator ist an allem schuld

Der Vater Boy Goberts, Senator Ascan Klée Gobert (rechts außen), erhält vom Hamburger Ersten Bürgermeister Sieveking die Urkunde zum Bundesverdienstkreuz. Die Goberts sind angesehene Bürger der Hansestadt und mit berühmten Reedern verwandt. Der Senator hatte zwei Söhne; den ersten nahm der Krieg, der zweite wurde zum Entsetzen der Verwandtschaft „nur ein Komiker". Boy Gobert meint: „Vater ist an allem schuld; er ist seit langem in Hamburg bekannt dafür, daß er sich über die Snobs der Gesellschaft mokiert."



Krach um Spiegeleier

Boy Gobert erzählte: „Einmal hatte ich Krach mit einem Regisseur, der mir Spiegeleier auf den Kopf werfen lassen wollte. So ungefähr: Krach! Zack! Bumm! . . . Spiegeleier auf dem Kopf . . . und Schnitt; fertig ist der sichere Lacher. Ich weigerte mich. Dabei habe ich gar nichts gegen Spiegeleier auf dem Kopf, wenn sie mit zwingender Notwendigkeit dorthin geraten sind. Aber dann möchte ich spielen dürfen, was es heißt, Spiegeleier auf dem Kopf zu haben." Und da stürzte Boy Gobert auch schon in die Küche, kam nach fünf Minuten mit einer rauchenden Pfanne zurück und klatschte sich energisch drei Spiegeleier auf den Kopf. Mit der Haltung eines Lords ertrug und entfernte er die heißen zerfließenden Spiegeleier (Bilder oben); im Gegensatz zwischen der grotesken Situation und der gelassenen Würde, mit der sie Boy Gobert hinnahm, lag unwiderstehliche Komik.



Ein müder Dandy…

steckt sich im pompösen Teepavillon einer deutsch-amerikanischen Bier-Millionärin auf Schloß Höhenried am Starnberger See eine lachsfarbene Chrysantheme ins Knopfloch (links). Es ist Boy Gobert in seiner neuesten Rolle als spleeniger schottischer Lord in dem Bavaria-Film „Ein Stück vom Himmel". „Sakra, sakra!" murmeln die oberbayerischen Beleuchter wohlwollend, wenn sie ihre Scheinwerfer auf den brandrot gefärbten Schopf Boy Goberts richten, der seinen veilchenfarbenen Regenschirm gelassen über einen steinernen Putto hält (oben). „Gelernt ist gelernt", näselt der Lord herablassend und fügt seufzend hinzu: „Jetzt werde ich wohl lebenslänglich solche Gestalten spielen müssen."

Kritiken

HAMBURG
. . . Und überraschend gut ist auch Boy Gobert (nicht nur ein gewisser, sondern ein geborener Hamburger), der aus dem zweiten Monpti (seine Partnerin ist Mara Lane) einen geradezu sehenswürdigen Snob macht . . .

BREMEN
. . . In der Kontrasthandlung fallen Mara Lane und Boy Gobert durch ihre sehr souveräne Charakterzeichnung auf . . .

ESSEN
. . . Die snobistischen und blasierten Kurzdialoge von Nadine und Monpti II rufen auf Anhieb Entzücken hervor. Boy Gobert und Mara Lane servieren die gelangweilte „Snobise" großartig. Romy Schneider und Horst Buchholz haben es nicht leicht, daneben im ersten Rang zu bleiben . . .

DÜSSELDORF
. . . Aber es ist ein Nichtstuer von Format, es ist Boy Gobert, ein Schauspieler, dessen Spiel so stark, so echt und so französisch ist, daß er den eigentlichen Hauptrollen den Rang abläuft . . .

FRANKFURT
. . . Eine schauspielerische Offenbarung bietet Boy Gobert als ausgehaltener Dekadenzling der erotisch freigebigen Mara Lane . . .

MÜNCHEN
. . . Herrliches Kabarett liefert der prächtig präzise Boy Gobert, neben dem auch Mara Lane immer amüsanter wird . . . Boy Gobert, der übersättigte Tangojüngling, ist großartig in seiner degenerierten Melancholie . . .



„Romy ist hinreißend!" Am meisten verblüfft von seinem Erfolg in „Monpti" ist Boy Gobert (oben, mit Mara Lane) selber: „Natürlich freue ich mich irrsinnig, aber ich weiß auch, daß ich die leichtere Rolle hatte. Wenn einem die Pointen so großartig angeboten werden wie in dem Drehbuch von Helmut Käutner und Willibald Eser, dann tut man sich leicht. Romys Leistung ist größer als meine; ich finde Romy (links, mit Horst Buchholz) hinreißend. Sie ist eine ganz große Schauspielerin . . . ich wäre mit Freuden einmal ihr Hauptpartner."

Weitere Bilderseiten:

SEITE 76: **Ein weltberühmtes Ehepaar plaudert aus der Schule**

SEITE 46: ZUM TITELBILD: Toni Sailer singt auch noch

SEITE 48: LORIOT: Der gute Ton im Kleinwagen, u. a. m.

Ich beantrage

Die Erinnerungen des Prof. Dr. Dr. Erich Frey,



Freispruch!

des berühmten deutschen Strafverteidigers

In dieser Fortsetzung:



Freie Bahn für einen Skandal • Mädchen auf der Seelenfolter • Was taten Sie im Schlafzimmer? • Brief aus dem Tanz-Café • Nervenzusammenbrüche am laufenden Band

Schwer belastet *durch die Kronzeugin Hilde Scheller, steht Paul Krantz in der Anklagebank (links). Vor ihm Dr. Dr. Frey. Gespannt und sprungbereit lauscht der berühmte Strafverteidiger auf jedes Wort seines Schützlings. Denn Paul wird durch Richter und Staatsanwalt einem mörderischen Kreuzverhör unterzogen . . .*

Unter Tränen . . . *machte die hübsche Elli nor R. ihre Aussage. Sie war erst sechzehn Jahre alt. Aber nach dem Gesetz war sie eidesfähig. Und ebenso wie ihre Freundin Hilde Scheller mußte sie in aller Öffentlichkeit unter Eid über Dinge sprechen, die viele Mädchen ihrer besten Freundin nicht unter vier Augen anvertrauen.*

Noch heute, fast dreißig Jahre später, kann ich nicht begreifen, weshalb Landgerichtsdirektor Dr. Dust, der Schwurgerichtsvorsitzende im Mordprozeß Krantz, nicht die Öffentlichkeit ausschloß, als die sechzehnjährige Kronzeugin Hilde Scheller zur Aussage vor den Richtertisch trat.

Gewiß, die Atmosphäre im Großen Schwurgerichtssaal war zu dieser Stunde bereits bis zum Zerreißen gespannt. Der soeben erfolgten feierlichen Vereidigung Hildes war eine erbitterte, aufreibende Auseinandersetzung vorausgegangen.

„Ich will vermeiden, daß die Zeugin in einen Meineid hineingehetzt wird", hatte ich dem Staatsanwalt entgegengeschleudert und dabei auf das zarte sechzehnjährige Mädchen gedeutet, das verloren und doch selbstbewußt vor der hohen Barriere der Richterbank stand.

Es hatte alles nichts genutzt.

Das Gericht hatte meine Anträge abgelehnt. Und wenn auch in diesem Gefecht mit Worten und Paragraphen mein eigentlicher Gegner der schneidige Erste Staatsanwalt gewesen war, so hatte ich mir durch das leidenschaftliche Beharren auf meiner Forderung doch den Unwillen des Vorsitzenden zugezogen. Und was schlimmer war, er war nervös geworden . . .

Hilde Scheller war also vereidigt worden. Mit heller Stimme hatte sie die Eidesformel nachgesprochen:

„Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen werde. So wahr mir Gott helfe."

Wie oft hatte ich diese Worte in meiner langen Praxis gehört. Ich gestehe, daß sie mir durch übermäßigen Gebrauch zur bloßen Formel geworden waren. Aber diesmal sprach ich sie in Gedanken mit: So wahr mir Gott helfe . . .

„Die Vertretung der Anklage bittet, während der Vernehmung der Zeugin die Öffentlichkeit auszuschließen", hörte ich von der gegenüberliegenden Ecke des Saals die scharfe Stimme des Ersten Staatsanwalts.

Dr. Dust, der Vorsitzende, blickte unwillkürlich erst zu mir herüber. Er war bereits völlig darauf eingestellt, daß ich durch mein rechthaberisches Quengeln den glatten Ablauf des Verfahrens stören könnte: „Ich verstehe nicht . . ."

Ich deutete mit der Hand hinüber zum Staatsanwalt.

Erster Staatsanwalt Dr. Steinbeck neigte seinen Kopf dem Vorsitzenden zu: „Da in der Aussage der Zeugin Dinge zur Sprache kommen werden, die geeignet sind, die öffentliche Sittlichkeit zu gefährden, beantrage ich Ausschluß der Öffentlichkeit."

Dr. Dust beriet sich kurz mit seinen Beisitzern. Dann verkündete er den Gerichtsbeschluß: „Der Antrag der Staatsanwaltschaft wird abgelehnt."

Zuerst war ich verblüfft. Dann atmete ich auf.

Wenn Dr. Dust die Öffentlichkeit nicht ausschloß, so konnte das nur bedeuten, daß er die heiklen Fragen dieses Prozesses, die sublimen erotischen Beziehungen zwischen den jungen Opfern, Angeklagten und Zeuginnen dieser Schüler-Tragödie, in seiner Vernehmung nicht berühren würde . . .

Aber ich sollte mich bitter getäuscht haben. Schon nach den ersten Fragen des Vorsitzenden war der Skandal fertig. Ein Skandal, der die gesamte Öffentlichkeit in einen Zustand pathologischer Erregung versetzen und dessen Wogen von Moabit bis hinüber in den Deutschen Reichstag schlagen sollten. Das alles hätte man noch hingenommen, hätte nicht im Mittelpunkt dieses Skandals ein frisches Berliner Mädel gestanden, dessen Seelen- und Sinnen-Leben in diesen mörderischen Stunden erbarmungslos durchleuchtet, seziert, gequält und bloßgestellt wurde.

Das Martyrium der Hilde Scheller begann gleich nach den Fragen zur Person:

„Wie alt sind Sie?" fragt Dr. Dust.

„Sechzehn Jahre."

„Was sind Sie?"

„Ich war früher Schülerin der Untersekunda des Oberlyzeums Mariendorf. Jetzt bin ich im Büro meines Vaters tätig."

„Wo haben Sie nun den Krantz kennengelernt?" fragt der Vorsitzende.

„Durch meinen Bruder Günther bei uns in der Wohnung."

„Und wie gestalteten sich Ihre Beziehungen zu Krantz?"

„Zuerst habe ich mich gar nicht um Paul gekümmert. Bis mein Bruder mir sagte, daß Paul so schöne Gedichte mache. Meine Freundin Ellinor erzählte, mit Paul könnte man sich sehr gut unterhalten. Mein Bruder vertraute mir noch an, daß Paul sich zu Hause nicht wohl fühle und liederlich sei. In unserem Wochenendhaus in Mahlow gewann ich ihn dann schließlich sehr gern."

„Haben Sie sich auch geküßt?"

„Ja."

„Dabei ist es aber nicht geblieben?"

„Nein!" Hilde sagt das lauter, als sie bisher gesprochen hat. So, als hätte sie es mit einem Schwerhörigen zu tun. Aber ihr Martyrium fängt ja erst an. Viel, noch viel mehr will der Vorsitzende von ihr wissen:

„Es kam zu näheren Berührungen?"

Ein Raunen geht durch den Saal. Mit mir fragen sich die Menschen im Zu-

Dr. Dust erklärt seine Frage: „Ist denn nicht ein Begehren in Ihnen aufgetaucht? Haben Sie diesem Begehren vielleicht etwas nachgegeben?"

Ich empfinde eine Übelkeit. Ich weiß nicht, kommt sie aus dem Herzen oder aus dem Magen. Was ist in diesen Vorsitzenden gefahren? Will er denn dieses junge Ding hier vor allen Leuten nackt ausziehen?

Aber Hilde antwortet: „Etwas nachgegeben habe ich, ja."

„Waren Sie nun hinter Krantz mehr her oder Krantz mehr hinter Ihnen?"

„Darüber kann ich nichts sagen."

Väterlich neigt sich Dr. Dust vor: „Nun, darin liegt doch kein Vorwurf. Sie sind immerhin sechzehn Jahre, in einem Alter, in dem andere Mädchen schon heiraten ..."

Aber Hilde schüttelt den Kopf: „Ich kann es nicht sagen, weil ich es nicht weiß, Herr Präsident!"

Am liebsten würde ich aufstehen und dem kleinen Mädel um den Hals fallen wegen dieser Antwort.

Endlos muß Hilde aussagen. Wie sie



Liebe im Ring...

„So hieß der erste Film, der 1928 mit Max Schmeling (oben Mitte) gedreht wurde", erinnert sich Dr. Frey. „Er zeigte den Aufstieg eines jungen Boxers aus dem Milieu der Rummelplätze ... Die Box-Experten schüttelten den Kopf über den jungen Max. Er war zwar bereits Europameister im Halbschwergewicht, aber der schwerste Kampf stand ihm noch bevor: um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft gegen den riesigen Franz Diener (Bild links). Max gewann den Kampf, obgleich ihn das Filmen oft vom Training abhielt ..."

hörer-Raum, ob der Vorsitzende diese Frage stellen durfte. In aller Öffentlichkeit! Und morgen wird sich ganz Deutschland dasselbe fragen. Denn morgen wird Hildes Antwort in den Zeitungen zu lesen sein.

Hilde schlägt die Augen mit den langen Wimpern nieder. Ihre Finger bewegen sich, als suche sie einen Halt. Sie schluckt, kämpft mit den Tränen. Sie sagt: „Wir sind auch weitergegangen. Aber ... zum Letzten ist es nicht gekommen ..."

Die Unruhe im Saal wächst. Aber noch kann ich nicht entscheiden, ob sie der schonungslosen Frage des Vorsitzenden gilt oder Hildes Antwort. Denn mit ihrem Satz: Zum Letzten ist es nicht gekommen, widerspricht Hilde dem, was Paul vorhin über ihr Verhältnis ausgesagt hat.

„Wer war nun der aktivere Teil von Ihnen beiden?" will der Vorsitzende wissen.

Hilde blickt verständnislos hinauf zum Richtertisch:

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen."

am Sonntag zum Tanzen ging und warum. Weshalb sie am Montag ins Theater gehen wollte. Weshalb sie, als der Theaterbesuch ins Wasser fiel, den Hans Stephan anrief, um sich mit ihm zu verabreden.

„Woher kam plötzlich das Interesse für Stephan? Er war doch aggressiver als Krantz, wie Sie von früher wußten. Haben Sie vielleicht an die Nacht vorher, an die Nacht mit Krantz im Wochenendhaus gedacht?" fragt der Vorsitzende.

„Nein, an so etwas habe ich wirklich nicht gedacht, als ich Hans Stephan anrief", sagt Hilde.

Es ist ihre letzte Antwort an diesem Tag. Die Uhr zeigt auf sieben Uhr abends. Ein Beisitzer macht Dr. Dust darauf aufmerksam. Er rafft seine Akten zusammen und verkündet: „Die Verhandlung wird auf morgen früh neuneinhalb Uhr vertagt."

Ich atme auf. Und nicht nur ich. Die Menschen sehnen sich hinaus aus dieser Stätte der Inquisition. Frische Luft,

hinaus in die eisige Klarheit der Winternacht. Ich hoffe, daß in der Nacht, die uns vom Morgen trennt, Dr. Dust vielleicht erkennen wird, daß diese Qual nicht fortgesetzt werden darf.

„Herr Doktor!"

Ich fahre herum und erschrecke. Paul Krantz hat mich gerufen. Sein Gesicht ist zerquält, tiefe Falten haben sich um seinen Mund eingegraben. Unter seinen Augen liegen schwarze Schatten. Er flüstert: „Machen wir doch Schluß, Herr Doktor. Ich will alles auf mich nehmen nur damit dieses Verhör mit Hilde nicht weitergeht."

Seine Stimme erstickt. Aber ich weiß, was in ihm vorgeht. Er liebt Hilde noch immer. Und lieber will er sich wegen Mordes verurteilen lassen, als das geliebte Mädchen dieser Seelenfolter weiter auszusetzen.

Gewaltsam muß ich mich zusammenreißen. Ich klopfe ihm auf die Hände: „Ruhig, nicht die Nerven verlieren ..."

Und dabei habe ich selber Mühe, meine Ruhe zu bewahren.

Liebe vor dem Mord

Das Wunder, auf das ich gehofft habe, geschieht in dieser Nacht nicht. Als das Gericht am nächsten Morgen zusammentritt, als das Schrillen der Klingel verklungen ist und Hilde zur weiteren Vernehmung aufgerufen wird, bricht meine Hoffnung zusammen.

Jetzt muß Hilde auch noch aussagen, was sie in der Nacht vor dem Mord im Schlafzimmer mit Hans Stephan getan hat.

Hilde erzählt:

„Ich wollte mich mit Hans nur unterhalten, deshalb nahm ich ihn in die Wohnung mit. Wir gingen ins Schlafzimmer. Ich schloß uns ein, damit die Jungen den Hans nicht sehen sollten ..."

Hilde sagt das völlig unbefangen. Ich stehe auf. Ich bitte den Vorsitzenden, eine Frage an die Zeugin richten zu dürfen. Es ist eine Frage, die mich die ganze Zeit über schon beschäftigt hat und in der ich den Schlüssel zu dem Rätsel „Hilde" vermute. Ich frage:

„Haben Sie darüber nachgedacht, was Paul Krantz, dem Sie am Tag vorher Treue geschworen hatten, empfinden mußte, als Sie sich am nächsten Tag mit einem andern jungen Mann zusammen in einem Zimmer einschlossen?"

„Ich habe Paul gar keine Treue geschworen!" Hilde blitzt mich wütend aus ihren schwarzen Augen an. „Was in der Zeitung steht, daß ich ihm besonders stark entgegengekommen sei, ist auch nicht wahr. Es war eben in Mahlow so, daß wir uns beide plötzlich in den Armen lagen."

„Aber war es Ihnen nicht peinlich, daß Krantz Sie jetzt mit Hans Stephan sah?" fragt der Vorsitzende.

„Doch, es war mir peinlich. Deshalb schloß ich mich ja mit Hans im Schlafzimmer ein. Wir warteten, daß Paul und Günther schlafen gehen würden. Stephan sagte mir dann, daß er mich heiraten wolle und daß wir so tun sollten, als wären wir verheiratet. Wir haben uns dann freilich auch geküßt ..."

„Ist es seitens Stephans zu stärkeren Annäherungsversuchen gekommen?"

„Ja."

„Zu mehr als diesen?"

Hilde sagt stockend und leise: „Jawohl, auch."

„Das genügt mir, weitere Aussagen darüber brauchen Sie nicht zu machen ... Was dachten Sie nun, als Sie den ersten Schuß in der Küche hörten? War Ihnen das nicht unheimlich, dieser Schuß in der Nacht?"

„Krantz hatte in Mahlow schon mehrmals geschossen", sagt Hilde.

„Was sagte denn Stephan zu dem Schuß, als sie aus der Küche zu ihm zurückkehrten?"

„Er fragte mich, was denn los sei, und ich erzählte ihm: ‚Ach, die spielen nur so 'rum.'

‚Na, ich danke schön', sagte Stephan. ‚Ist nichts passiert?'

‚Nein, nein, die nehmen sich schon in acht', beruhigte ich ihn ... Dann unterhielten wir uns weiter. Er erzählte mir von seiner Arbeit als Kochlehrling und daß er eigentlich Musiker werden wollte ..."

Hilde im Kreuzverhör

„Was geschah nun am Morgen?" fragt der Vorsitzende.

„Hans Stephan wollte eigentlich zum Fenster des Schlafzimmers herausssprin-



Das Raketen-Zeitalter *begann am 11. April 1928 auf der Opel-Rennbahn zu Rüsselsheim bei Frankfurt a. M. Auf diesem Bild legt Oberingenieur Volkhart (rechts) die letzte Hand an den Treibsatz des ersten Raketenautos. Und wenige Minuten später startete dieser unscheinbare Vorfahr der Weltraum-Raketen von heute . . .*



Muß das sein? *So fragten Abgeordnete des Deutschen Reichstags und auch mancher Seemann, als bekannt wurde, daß dieses Monstrum von Schiff mit finanzieller Hilfe der Marineleitung gebaut worden war. Das nach seinem Erfinder „Flettner-Rotor" genannte Schiff wurde durch die drei siebzehn Meter hohen rotierenden Zylinder getrieben. Praktisch verwendet wurde diese Konstruktion nie, aber Flettners wissenschaftliche Erkenntnisse sind heute noch unentbehrlich im Schiff- und Flugzeugbau . .*

Technische Revolution vor 30 Jahren



Nie wieder gebaut *wurde auch dieses Kugelhaus, das 1928 als das Haus der Zukunft auf einer Dresdener Ausstellung angepriesen wurde. Erst als eine Feuerwehrübung abgehalten wurde, wurde das Publikum neugierig. Aber auch hier wurden bautechnische Erkenntnisse erprobt, ohne die unser heutiges Bauen undenkbar wäre*

gen. Aber wenn das jemand gesehen hätte, hätte das doch einen komischen Eindruck auf die Leute gemacht. Ich wollte ihn lieber über den Flur hinausbugsieren, sah aber erst nach, ob die beiden andern schon schliefen. Wider Erwarten traf ich sie in der Küche. In diesem Augenblick ging Günther zum Schlafzimmer. Ich hatte es zwar abgeschlossen und den Schlüssel bei mir. Trotzdem wollte ich hinter Günther her. Aber da hielt mich Paul fest."

Auf diesen Punkt in Hildes Aussage hatte ich gewartet. Er konnte für Paul vernichtend sein. Denn warum sollte Paul die Hilde festgehalten haben? Doch nur, damit Günther den Hans im Schlafzimmer erwischen und das Todesurteil an ihm vollstrecken konnte, das sie vorher beschlossen hatten . . .

„Krantz, Sie hören, was Hilde Scheller sagt?" unterbricht der Vorsitzende meine Überlegung.

Ich merke, wie Paul hochschreckt, höre seine erschrockene Stimme: „Ich kann mich nicht entsinnen. Soviel ich weiß, habe ich sie nicht festgehalten."

„Aber es ist möglich, daß Sie sie festhielten?" fragt der Vorsitzende.

„Ja, es ist möglich, aber ich weiß es nicht mehr."

„Es ist doch aber sehr auffallend, wenn Sie Hilde festgehalten haben, während Günther zum Schlafzimmer wollte. Können Sie dafür eine Erklärung geben?"

„Nein, das kann ich nicht", sagt Paul müde. Ich muß ihm zu Hilfe kommen.

„Können Sie sich genau erinnern, daß der Angeklagte Sie festgehalten hat?" frage ich Hilde.

Sie blickt mir ganz offen ins Gesicht: „Ja, weil es mir so merkwürdig vorkam. Mir kam der Gedanke, daß Paul meinem Bruder doch etwas von Stephans Anwesenheit erzählt haben könnte. Daß er mich vielleicht daran hindern wollte, Stephan aus der Wohnung zu bringen . . ."

„Können Sie sich erinnern, daß Paul dabei etwas zu Ihnen gesagt hat?"

Hilde zuckt mit den Schultern: „Ja, ich glaube er hat gesagt: ‚Bleib mal einen Augenblick hier . . .'"

„Sonst nichts? Denken Sie ruhig nach . . ."

Hilde schüttelt den Kopf: „Nein, sonst nichts."

Der Vorsitzende klopft ungeduldig mit einem Bleistift auf die Tischplatte. Aber ich achte nicht darauf. Jetzt kommt es darauf an, Hilde beim Wort zu nehmen, nichts durchzulassen, was Paul Krantz noch mehr belasten könnte . . . Ich frage Hilde:

„Wie war denn das Festhalten von Paul gemeint?"

„Das weiß ich nicht . . ."

„Können Sie mir bitte mal vormachen, wie Paul Krantz Sie festhielt?"

„Ja, so . . ." Hilde streckt ihre beiden Hände schräg nach vorn. „Er griff mich an den Handgelenken."

„Hielt er Sie sehr fest?"

„Ich riß mich los", sagt Hilde.

„Also nicht sehr fest", sage ich. Ich bemerke, wie Hilde sich allmählich mir gegenüber aufschließt. Sie ist bei der Sache, wie ein interessiertes Kind, dem man einen spannenden Vorgang klarmacht.

Und noch eins: Immer, wenn sie mit mir spricht, sieht sie in der Anklagebank hinter mir Paul Krantz. Ich merke, wie ihre Blicke zu ihm abirren. Erst nur ganz kurz und verstohlen und dann immer länger. Und ich glaube zu spüren, daß sich in Hilde ein Gefühl für den bleichen Jungen regt.

Ich wage nicht zu behaupten, daß Hilde Paul noch immer oder von neuem liebt. Aber vielleicht tut er ihr leid. Vielleicht erwacht in diesem kindlichen Geschöpf in diesem Augenblick zum erstenmal das Gefühl der Mütterlichkeit, das so oft mit Liebe verwechselt wird.

„Könnten Sie sich denken, daß Paul Sie festgehalten hat, um Sie über den Abend vorher zur Rede zu stellen? Über Ihre Liebelei mit Stephan . . ."

„Herr Verteidiger, das geht doch wohl zu weit", unterbricht mich der Vorsitzende.

Natürlich geht meine Frage zu weit. Es ist eine Suggestivfrage, und ich wundere mich, daß der Vorsitzende mich nicht schon vorher unterbrochen hat. Ich erwarte auch gar nicht, daß Hilde auf diese Frage antwortet. Ich habe sie nur gestellt, um dem Gericht vor Augen zu führen, daß Paul die Hilde nicht unbedingt deshalb festgehal-

Frische Wäsche macht Freude

... frisch-duftende Wäsche, wie Pre sie wäscht.


Ein Lob für die fleißige Hausfrau, ein Lob für ihre Pre-frische Wäsche.





dank Pre-frischer Wäsche. Ja, so ein frisches Oberhemd macht Freude — blütenweiß, luftdurchlässig und makellos rein, wie Pre es wäscht. Das schafft Wohlbehagen und gibt gute Laune für den ganzen Tag. Pre wäscht so mühelos einfach, so wunderbar weiß und ist so schonend für Wäsche und Hände. Ja, Pre macht das Waschen wirklich leicht! Ein wahres Glück, daß es Pre gibt, denn Pre-frische Wäsche ist ein reines Vergnügen.



Pre vereint Waschkraft und Wäscheschonung

E 123



Auch Rasputin... *lernte ich kennen", erzählt Dr. Frey. „Allerdings nur in der Verkörperung durch Conrad Veidt (oberes Bild), den ich zu meinen Freunden zählen durfte. Bei den Aufnahmen zum Rasputin-Film glaubte ich, den russischen Wundermönch leibhaftig vor mir zu sehen. — Als ‚Conny' 1929 in Hollywood filmte, schickte er mir ein Foto (links), das zu meinen schönsten Erinnerungen gehört: Greta Garbo, wie sie für Conrad Veidts Töchterchen eine Handarbeit macht. So menschlich haben nur wenige die ‚göttliche Garbo' erleben können."*

ten haben mußte, um sie zu hindern, den Stephan zu verstecken oder aus der Wohnung zu lassen.

„Bitte, fahren Sie endlich fort, Zeugin", sagt der Vorsitzende.

„Ich riß mich also von Paul los", sagt Hilde. „Ich rannte ins Schlafzimmer, schloß die Tür wieder ab und versteckte Hans Stephan hinter dem Badelaken zwischen Schrank und Wand. Dann machte ich Fenster und Tür weit auf und ging zu den Jungens in die Wohnung."

„Welchen Eindruck machten denn Krantz und Ihr Bruder?" fragt der Vorsitzende.

„Sie rochen stark nach Alkohol. Günther ging durch die ganze Wohnung, scheinbar ziellos, bald hierhin, bald dorthin. Ich ging zu Paul und fragte: ‚Hast du ihm etwa was von Stephan gesagt?' Darauf antwortete er: ‚Ehrenwort! Nein!' Worauf ich mich beruhigte."

„Und Günther ist dann ins Schlafzimmer gegangen ... Haben Sie ihn dabei beobachtet?"

„Jawohl", sagt Hilde. „Er stellte sich vor den Spiegelschrank und kämmte sich. Ich weiß nun nicht, ob es nur meine Einbildung ist, daß ich annehme, er hat im Spiegel den Hans hinter dem Laken gesehen."

„Was machte Ihr Bruder denn für ein Gesicht?"

„Seine Mundwinkel zuckten, und er biß die Zähne zusammen", sagt Hilde. „Unmittelbar darauf klingelte es an der Wohnungstür. Wir stürzten alle drei auf den Flur. Wir wußten ja nicht, wer so früh kommen konnte. Es war aber Ellinor, die mich zur Schule abholen wollte. Dann sah ich, daß Günther und Paul zusammen ins Schlafzimmer gingen. Plötzlich hatte ich furchtbare Angst ..."

„Haben Sie bemerkt, daß Ihr Bruder und Krantz miteinander sprachen, als sie ins Schlafzimmer gingen?"

„Nein. Aber ich hatte plötzlich eine böse Ahnung."

„Wissen Sie, wer zuerst ins Schlafzimmer ging, Paul oder Günther?"

„Das weiß ich nicht. Doch als ich ins Schlafzimmer will, wird die Tür von innen zugedrückt. Ich versuche noch, den Fuß dazwischenzustellen. Aber die Tür geht zu. Ich drücke auf die Klinke. Abgeschlossen . . . Und im nächsten Augenblick fallen die Schüsse."

„Wer hat zugedrückt und abgeschlossen, Günther oder Krantz?"

„Das weiß ich nicht", sagt Hilde. „Ich sah nur durch das grüne Mattglasfenster in der Tür die Schatten. Ich glaube, es war Krantz . . ."

Ich fahre hoch: „Warum glaubt die Zeugin das?"

„Es könnte auch Günther gewesen sein", sagt Hilde eingeschüchtert.

„Wissen Sie überhaupt genau, daß die Tür von innen zugedrückt wurde und daß Sie den Fuß dazwischengehalten haben?" frage ich.

Hilde sieht mich erstaunt an. Sie dreht sich zum Vorsitzenden um, als brauche sie Schutz. Aber Dr. Dust weist auf mich.

Hilde deutet auf ihren Fuß. Sie sagt mit ganz kleiner Stimme: „Ja, ich weiß es genau, weil mir nachher der Fuß so weh tat, daß ich meinen Schuh ausziehen mußte."

„Hat das jemand gesehen?" frage ich.

„Ja, meine Freundin Ellinor muß es gesehen haben ..."

Der Vorsitzende greift ein: „Wußte denn Ihre Freundin Ellinor, daß Hans Stephan noch in der Wohnung war?"

Hilde nickt: „Ja, als die beiden Jungen ins Schlafzimmer gingen, sagte ich ihr, daß Stephan die ganze Nacht dagewesen sei."

„Und was meinte Ellinor dazu?"

„Du bist wohl wahnsinnig, daß du Hans die ganze Nacht hier schlafen läßt ... Und dann fielen die Schüsse."

„Sie stürzten zur Schlafzimmertür", sagt der Vorsitzende. „Die Tür war auf?"

„Ja, plötzlich war sie auf", sagt Hilde.

„Ist sie vorher bestimmt abgeschlossen gewesen?"

„Jawohl!"

„Sie stürzten also ins Zimmer. Was sahen Sie nun?"

Hilde Scheller schweigt.

Ich achte nicht darauf, was an der Richterbank vor sich geht. Mein Assessor hat mir einen Brief zugeschoben, den ein Justizwachtmeister für mich abgegeben hat.

Ich reiße den Umschlag auf und lese:

Café Europahaus, Königgrätzer Str. 114
Der Geschäftsführer

Hierdurch beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich vorgestern Veranlassung hatte, das Fräulein Hildegard Scheller, Hauptzeugin im Prozeß Krantz, wegen ungebührlichen Benehmens aus meinem Lokal zu weisen. Da dies am Tage vor der Verhandlung geschah, glaube ich nicht verfehlen zu dürfen, auf den Geist der heutigen Jugend hinzuweisen ... Unterschrift.

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich reitet, sofort ums Wort zu bitten und diesen Brief vorzulesen.

Hilde steht nicht mehr vor der Richterbank, sondern hat sich setzen dürfen. Eine Jugendpflegerin ist um sie bemüht.

Aber ich habe kaum zu Ende gelesen, als Hilde sich von ihrer Pflegerin losreißt, aufspringt und mir zuruft:

„Das ist nicht wahr!"

Dann bricht sie vollkommen zusammen. Ihr Schluchzen gellt durch den Gerichtssaal.

„Ich unterbreche die Sitzung, bis die Zeugin Hilde Scheller wieder vernehmungsfähig ist", sagt der Vorsitzende und schießt einen wütenden Blick auf mich ab.

Aber seine Wut ist gar nichts gegen die Empörung von Paul Krantz.

„Wie konnten Sie ..." fährt er auf mich los.

Der zartfühlende Junge, der angehende Poet, fühlt sich tief verletzt durch die Art, wie ich Hilde bloßgestellt habe. Und ich spüre die Krise des ganzen Prozesses. Weiß plötzlich, wie unmöglich es ist, Paul Krantz zu verteidigen, ohne Hilde Scheller weh zu tun.

Ein paar Sekunden schwanke ich. Dann sage ich zu Paul:

„Das ist hier kein literarischer Klub, sondern ein Gericht. Und hier wird nicht um Murmeln gespielt, sondern um Ihren Kopf, falls Sie das noch nicht begriffen haben sollten."

Pauls Protest erstickt im Zugriff der Justizwachtmeister, die ihn ins Untersuchungsgefängnis abführen.

Ich gehe ins Anwaltszimmer. Und zum erstenmal in diesem Prozeß mache ich von der Medizin Gebrauch, die ich für äußerste Fälle immer in der Schoßtasche meiner Robe bereit halte: Eine winzige Flasche Cognac. Echter französischer muß es sein, mit drei Sternen ...

„Was sahen Sie im Mordzimmer?"

Eine Stunde vergeht, bis das Gericht wieder zusammentritt. Paul vermeidet es, mich anzusehen.

„Fühlen Sie sich besser, Zeugin?" fragt der Vorsitzende Hilde, die wieder völlig ruhig auf ihrem Platz steht.

„Ja."

„Ihr Herr Vater hat aber Bedenken gegen Ihre weitere Vernehmung geäußert."

„Ich bin imstande, auszusagen."

„Wieviel Schüsse hörten Sie fallen?"

„Das kann ich jetzt nicht mehr sagen. Soviel ich in Erinnerung habe, waren es drei. In welchen Abständen sie fielen, weiß ich auch nicht mehr, weil ich in der Zwischenzeit von den verschiedensten Seiten so viel gefragt worden bin und ich keine Annahme aussprechen möchte."

„Können Sie auch nicht ungefähr sagen, in welchen Zwischenräumen die Schüsse fielen?"

„Nein."

„Sie liefen also in das offene Schlafzimmer hinein. Ellinor, Ihre Freundin, stand hinter Ihnen auf dem Korridor. Was sahen Sie nun im Zimmer?"

„Ich sah meinen Bruder am Boden liegen. Vor ihm kniete Paul Krantz."

„Wie lag Ihr Bruder?"

„Er lag mit dem Rücken in der Ecke, die Füße am Nachttisch, der Kopf am Schrank. Krantz kniete vor ihm, mit dem Rücken zur Tür."

„Bewegte sich Ihr Bruder noch?"

„Er stöhnte. Der Revolver lag hinter ihm auf der Erde."

„Kniete Krantz bewegungslos auf der Erde?"

„Das weiß ich nicht. Ich rief ihm aber zu: ‚Mörder!'

Paul antwortete darauf: ‚Ich war es nicht, sondern Günther.' Dann stand er auf.

Jetzt erst kam mir zum Bewußtsein, daß hinten am Schrank Hans Stephan ge-

standen hatte. Als ich hinging, sah ich das Furchtbare. Das Badelaken, hinter dem ich Hans Stephan versteckt hatte, war heruntergerissen. Er selbst lag auf dem Boden."

„Riefen Sie nicht: ‚Günther, Günther, das ist ja Wahnsinn!?'"

„Das weiß ich nicht."

„Warum sagten Sie denn Mörder?"

„Weil ich Günther erschossen sah und annahm, Paul hätte ihn erschossen. Dann glaubte ich, noch beide atmen zu hören. Da sagte ich mir, jetzt ist alles gleich, du mußt sehen, ob es noch was zu retten gibt. Paul und ich wollten nun den Hans vorholen und aufs Bett legen. Wir bekamen aber den Hans nicht aus der Ecke heraus. Nun wollte ich den Arzt und die Polizei anrufen. Paul sagte jedoch: ‚Laß das, drei sind genug, die es wissen.'"

„Waren Sie nicht auch bemüht, die Verletzten zu verbinden?" fragt der Vorsitzende.

„Paul fragte mich, ob wir kein Verbandzeug da hätten. Ich verneinte und sagte zu ihm, er solle die Umschlagtücher aus dem Badezimmer holen."

„Und dann?"

„Als wir, Paul, Ellinor und ich, dann später im Kinderzimmer auf dem Bettrand saßen, erklärte Paul Krantz: ‚Jetzt werde ich mir auch das Leben nehmen, alles fällt ja doch auf mich.' Wir baten ihn, dies nicht zu tun, aber Krantz erwiderte: ‚Es sind ja noch mehr Kugeln im Lauf.' Da lief ich in das Schlafzimmer, holte den Revolver und versteckte ihn im Wohnzimmer."

„Bei einer früheren Vernehmung haben Sie bekundet, Sie hätten ‚Mörder!' nur im ersten Augenblick gesagt, weil Sie da die Meinung gehabt hätten, Paul Krantz hätte Ihren Bruder erschossen", hält der Vorsitzende Hilde vor.

„Jawohl. Als Paul Krantz sagte, er wäre es nicht gewesen, habe ich ihm geglaubt. Deshalb wollte ich auch nicht, daß ein Verdacht auf ihn fiele. Aus diesem Grunde gab ich zunächst eine falsche Darstellung und habe gelogen."

Hilde, die Sechzehnjährige, sagt das, ohne daß ihrem intelligenten Gesicht die geringste Bewegung anzumerken ist.

„Haben Sie die falschen Aussagen miteinander besprochen?"

„So ungefähr. Ich sollte sagen, Krantz wäre nicht im Zimmer gewesen, und auch der Revolver stamme nicht von ihm."

Landgerichtsdirektor Dr. Dust nickt. „Hat der Herr Staatsanwalt noch Fragen?"

Erster Staatsanwalt Dr. Steinbeck schüttelt den Kopf

„Fragen der Verteidigung?"

Ich stehe auf.

Und schon blickt mich Hilde mit ihren großen Augen an. Die Augen blicken jetzt nicht mehr angstvoll, sondern mehr interessiert. Beinahe kommt es mir vor, als mache es diesem jungen intelligenten Ding Spaß, mit mir die Klingen zu kreuzen.

Der große Widerspruch

Ich mußte Hilde entweder von ihren belastenden Aussagen gegen Paul abbringen oder — ihre Unglaubwürdigkeit beweisen.

Ich frage:

„Weshalb haben Sie nicht dem Hans Stephan gesagt, daß Ihnen die Geschichte unheimlich vorkam?" frage ich.

„Ich habe ein unheimliches Gefühl gehabt. Aber ich wußte zunächst nicht, warum. Denn ich hatte ja von Krantz das Ehrenwort, daß er Hans nicht an meinen Bruder verraten habe."

„Wieviel Schüsse haben Sie nun eigentlich gehört, als Sie in das Zimmer hineinstürzten ..."

„Das hat doch die Zeugin alles schon ausgesagt", wirft der Vorsitzende ein.

„Ich bitte sehr, die Zeugin noch einmal fragen zu dürfen, ihre Antwort von vorhin genügt mir nicht ..."

„Ich weiß nicht mehr, ob es zwei oder drei Schüsse waren", sagt Hilde nervös.

„Dem Untersuchungsrichter haben Sie gesagt, daß Sie zwei Schüsse hörten und in das Schlafzimmer stürzten. Es steht aber fest, daß drei Schüsse gefallen sind."

„Vier sogar!" ruft von der Zeugenbank der Schießsachverständige des Gerichts, Ingenieur Schmuderer.



***Vorläufer der Funkstreife** war dieses Seitenwagen-Krad. 1928 wurde es probeweise bei den Polizei-Bereitschaften in Dienst gestellt. Aber bald ging man zum größeren Überfallkommando-Wagen über. Denn wenn es in Berlin wirklich „bumste", dann war eine Streitmacht von vier Schupos zu gering ...*

Und die Polizei, die schnelle ...

*„**Nur ein müdes Lächeln** rief dieser aus USA importierte kugelsichere Schuppenstahl-Panzer für Kriminalbeamte bei meinen Freunden von der Berliner Kripo hervor", erinnert sich Dr. Frey. „Sie verließen sich im Kampf gegen das Verbrechertum lieber auf Psychologie und List als auf die rohe Gewalt."*

„Wie erklären Sie sich diesen Widerspruch?"

„Ich habe mich nicht mehr genau erinnert."

„Ich lege Wert auf diesen Punkt", sage ich, „weil es uns darauf ankommt, festzustellen, wann Sie in das Zimmer gekommen sind. Sie haben bis jetzt immer gesagt, daß Sie zwei Schüsse gehört haben und auf die Tür losgestürzt seien. Die Türklinke sei nun sofort heruntergegangen und die Tür offen gewesen. Wenn noch mehr Schüsse gefallen sind, dann also, als Sie schon im Zimmer waren?"

„Nein!" ruft Hilde. „Wenn noch mehr Schüsse gefallen sind, dann muß es vorher gewesen sein."

„Sie haben aber immer nur von zwei Schüssen gesprochen!"

„Dann weiß ich nicht mehr, wieviel ich gehört habe. In der Aufregung kann ich einen überhört oder ebensogut einen dazugehört haben. Jedenfalls bin ich, nachdem ich Schüsse gehört hatte, auf die Tür zugestürzt. Ich kann nur sagen, daß ich heute nicht mehr weiß, wieviel Schüsse gefallen waren."

„Und damals?"

„Da werde ich es wohl gewußt haben. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß in meiner Gegenwart noch ein Schuß im Zimmer gefallen sein könnte. Als ich im Zimmer war, ist kein Schuß mehr gefallen."

Erster Staatsanwalt Steinbeck greift zur Unterstützung seiner Kronzeugin ein:

„Ich möchte von der Zeugin Näheres über ihren Bruder Günther erfahren ... War Günther sehr forsch und energisch, oder war er weibisch und schlapp?"

„Weibisch war mein Bruder auf keinen Fall!"

Der Staatsanwalt überlegt einen Augenblick, dann fragt er plötzlich: „War Ihr Bruder leicht beeinflußbar?"

Mir ist sofort klar, worauf er hinaus will: die Geschworenen sollen den Eindruck erhalten, daß Günther Scheller in der Mordnacht ganz und gar unter dem Einfluß von Paul Krantz stand und sozusagen sein willenloses Werkzeug war ...

Aber dieses kesse junge Berliner Mädchen Hilde Scheller scheint den Staatsanwalt durchschaut zu haben. Sie sagt: „Leicht beeinflußbar ... das ist schwer zu sagen. Er war eher weich und unberechenbar. Meine Eltern führen das auf eine Gehirnerschütterung zurück."

Ich muß mich wieder einschalten. Ich muß Geschworenen und Richtern klarmachen, wes Geistes Kind die Geschwister Scheller gewesen sind.

„Was sagt die Zeugin aber, wenn jemand auftreten wird, um zu bekunden, daß Günther gefühlsroh gewesen sei", frage ich Hilde. „So soll er anläßlich der Hindenburg-Feier sich herumgeschlagen und einen anderen mit einem Messer verletzt haben."

Hilde tut ganz erstaunt: „Mein Bruder? Er hat sich nie in politische Sachen eingelassen. Nie!"

„Ist Ihnen bekannt, daß Ihr Bruder mehrfach gedroht hat, dem Hans Stephan etwas anzutun? So soll er gesagt haben: ‚Na, der kann ja etwas erleben!'"

„Das ist lange vorher gewesen. Das letzte halbe Jahr hat er von Stephan überhaupt nicht gesprochen."

„Haben Sie mal phantastische Ideen mit Krantz ausgetauscht, aus dem Leben zu scheiden?" frage ich Hilde.

„Wir haben oft über Selbstmord gesprochen. Als meine Großmutter gestorben war, meinten wir, daß es wohl besser wäre, wenn man kurzweg mit dem Leben Schluß macht, als sich so lange mit Krankheiten herumzuschlagen."

„Sie waren beide doch nicht krank!"

„Ich habe auch wohl einmal gesagt: Du hast ja recht. Eigentlich ist Selbstmord eine Sünde, aber wenn man es richtig bedenkt, ist es schon am besten, wenn man mit dem Leben Schluß macht."

„Wissen Sie, warum Hans Stephan einmal mit Ohrfeigen von Ihrem Vater aus der Wohnung hinausgeworfen wurde?"

„Meiner Mutter war gesagt worden, daß Hans Stephan so einer sei, der schon Mädels verführt habe."

„Waren Sie früher auch schon mit Hans in der Wohnung allein gewesen?"

„Nein!"

➜



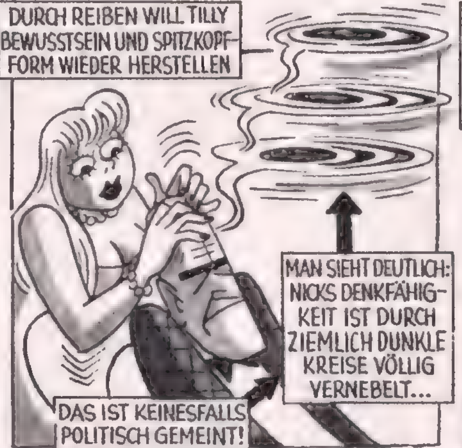
Manfred Schmidt: Nick Knattertons neues Abenteuer

11. Fortsetzung



Nick sprang im vierten Stock des Grand-Hotels von Balkon zu Balkon, um die höchstverdächtige Daisy unbeobachtet zu beobachten. Dabei stürzte er ab und landete bewußtlos im Parterre.









Wir alle fragen mit Recht:

Wie kommt Murx in Daisys Zimmer?

Wer Zweideutiges vermutet, irrt sich! Daisy reiste ab, während Nick bewußtlos war. Aber gleichzeitig kam Murx an und bekam Daisys Zimmer zugewiesen. Als Nick diese Zusammenhänge erfährt, stürzt er mit Tilly zum Portier.





Neuer Nick-Knatterton-Band erscheint Mitte Oktober: „Veridium 275", „Die Million im Eimer".
Für 2,80 DM in Buchhandlungen oder im Verlag TH. MARTENS & CO., GMBH, MÜNCHEN 3

Nächste Fortsetzung: **Die Gattin aus dem Hinterhalt**

„Ein Zeuge weiß aber von Ihrem Bruder, daß dieser einmal hinzugekommen ist, und daß Sie weinten, und Hans einen roten Kopf hatte."

„Ach so, da war Hans gekommen, um auf meinen Bruder zu warten, und da hat er es versucht. Ich habe es aber zurückgewiesen und geweint . . ."

Dr. Magnus Hirschfeld, der Sachverständige, fragt, ob Günther Alkohol vertragen konnte.

„Nein, Alkohol vertrug er gar nicht. Ich weiß es noch von meiner Einsegnung, da mußte er nach zwei Gläsern Schluß machen."

„Wie war er, als Sie nach dem ersten Schuß in die Küche kamen?" frage ich.

„So hatte ich Günther noch nie gesehen. Er torkelte, so daß ich ganz erschrocken war."

„Können Sie uns mal vormachen, wie Ihr Bruder torkelte?"

„Ja", sagt Hilde. „Das weiß ich noch genau."

„Diese Demonstration wird abgelehnt", verkündet der Vorsitzende und fügt im gleichen Atem hinzu: „Weitere Fragen an die Zeugin?"

Der Staatsanwalt schüttelt den Kopf.

Fragend blickt der Vorsitzende mich an.

Blitzschnell ziehe ich die Bilanz aus der bisherigen Verhandlung. Hilde hat zwar keine ihrer Behauptungen zurückgenommen, die Paul schwer belasten. Aber immerhin ist es mir gelungen, Zweifel an ihrer Darstellung zu wecken. Ich will die Vernehmung Ellinors abwarten, der zweiten Zeugin.

„Keine weiteren Fragen", sage ich.

Hilde wirft mir einen dankbaren Blick zu.

Gleich muß der Vorsitzende die Mittagspause ankündigen, da sagt plötzlich der Staatsanwalt:

„Ich beantrage die Ladung des Hausarztes der Familie Scheller. Er soll darüber aussagen, daß Hilde Scheller unberührt aus den Verwirrungen dieser Tragödie hervorgegangen ist."

Entsetzt fliegen alle Köpfe im Saal herum. Weitaufgerissene Augen, ungläubige Gesichter, empörtes Kopfschütteln.

Allen ist klar, was der Staatsanwalt damit will.

Eine solche Aussage des Hausarztes der Familie Scheller würde bedeuten, daß Paul Krantz ein gemeiner Lügner ist. Er hätte dann keinen Grund gehabt, sich als Geliebter von Hilde Scheller zu betrachten. Und seine angebliche Tat war dann ein gemeiner, durch nichts motivierter, unentschuldbarer Mord . . .

Langsam erhebe ich mich von meinem Platz.

Ich sage:

„Ich bin der Meinung, daß es für die Beurteilung der Schuldfrage völlig ohne Bedeutung ist, welcher Art immer die Beziehungen zwischen Paul Krantz und Hilde Scheller gewesen sind. Nur auf eines kommt es an . . . daß er Hilde geliebt hat. Und daß er dann in seiner Liebe auf das grausamste enttäuscht worden ist."

„Selbst wenn der Herr Verteidiger recht haben sollte, ist die Aussage des Hausarztes wichtig", sagt kalt der Staatsanwalt. „Die Aussage beweist nämlich, daß die Zeugin Hilde Scheller und nicht der Angeklagte Krantz die Wahrheit spricht."

Im nächsten Heft:

Eine Oberprima hält Gericht:

„Günther – der Mörder!"

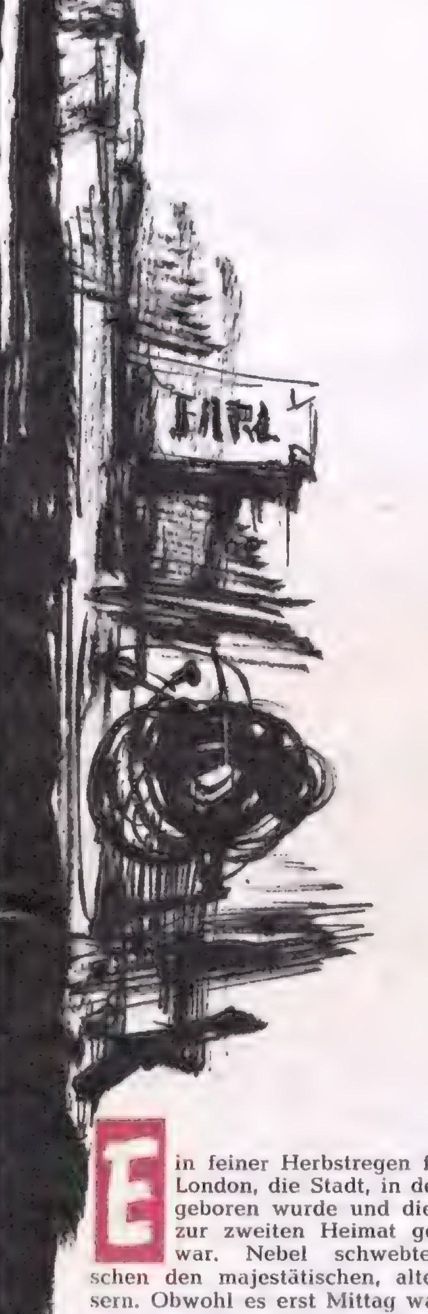
Wenn die andern nach Hause gehn...



Zeichnungen: Medard

Liebe, Kunst und Eifersucht ... das tägliche Brot zahlloser Schauspielerehen. Und eifersüchtig kann man auch auf die Erfolge des anderen sein! Das hat die vergötterte Hanna Tanner in ihrer 16jährigen Ehe mit dem nicht minder berühmten Hollywood-Star Ralph Earl nur allzuoft erfahren. Für Millionen Frauenherzen ist Ralph Earl das Idol. Sie ahnen nicht, daß er im Privatleben ein erbärmlicher Schwächling ist. Hanna Tanner ist bereits das Schlimmste gewohnt, als die letzte Geliebte ihres Mannes plötzlich Selbstmord begeht. Ihr Abschiedsbrief fällt in Hannas Hand. Der Brief beweist, daß sie wegen Ralph Earl in den Tod gegangen ist. Würde das bekannt, so wäre die Karriere von Ralph Earl, ja seine Existenz vernichtet. Hanna, verzweifelt über die vielen Liebschaften ihres Mannes, glaubt, daß von jetzt ab das Schicksal ihres Mannes in ihren Händen liegt. Doch auf der Überfahrt nach England stürzt sich Ralph in ein neues Abenteuer mit der reizvollen Merle Robson. Hanna, aufs äußerste verletzt, droht ihrem Mann mit dem verhängnisvollen Brief. Ralph wehrt sich wütend gegen diese Erpressung. Mitten in ihre nächtliche Auseinandersetzung hinein erhalten sie die Nachricht, daß ihr Sohn Walter vom Pferd gestürzt ist und sich lebensgefährlich verletzt hat . . .

Der Roman einer Schauspieler-Ehe • Von Frank Richard



Ein feiner Herbstregen fiel über London, die Stadt, in der Ralph geboren wurde und die Hanna zur zweiten Heimat geworden war. Nebel schwebten zwischen den majestätischen, alten Häusern. Obwohl es erst Mittag war, tanzten über Piccadilly die flammenden Lichtreklamen. Von allen Seiten strömte der hektische Verkehr der Millionenmetropole herbei, und doch war es, als atmete die Stadt Ruhe und Behaglichkeit.

Die freundlichen „Bobbies", die diszipliniert auf ihre Autobusse wartenden Passanten, die langsam dahinrollenden Taxis: es war, als breitete London eine schützende Hand über die Menschen aus.

Ralph und Hanna schwiegen, während der Wagen die Stadt durchquerte. Endlich erreichten sie „Oxford-Hospital". Das riesige Backsteingebäude in der Nähe des Parlaments glich einer alten englischen Festung. In seinen Mauern regierte Professor Briggs, ein bedeutender und vielleicht deshalb schrullenhafter alter Chirurg, der auf peinliche Ordnung sah und sich von Berühmtheiten





Wenn die andern nach Hause gehn...

wie Ralph Earl und Hanna Tanner nicht imponieren ließ.

Als Ralph nach dem Zimmer seines Sohnes fragte, wurde ihm bedeutet, daß ihn der Professor zuerst zu sehen wünsche.

Der hagere, alte Herr im weißen Mantel kam Ralph und Hanna entgegen. Sein Arbeitszimmer ließ vergessen, daß man sich in einem Krankenhaus befand. Im victorianischen Stil eingerichtet, war es mit Büsten und Gemälden vollgestopft, die zu der Kunstsammlung des Professors gehörten.

„Ich möchte Sie über den Zustand Ihres Sohnes unterrichten", sagte der Professor, indem er mit einer knappen Geste seiner langen, knochigen Hand dem Ehepaar Platz anbot. „Die Verletzung des Rückgrats ist ernster, als wir zuerst annehmen konnten. Die Gliedmaßen sind momentan gelähmt. Ich sage momentan, weil sich die Lähmungserscheinungen durch eine Operation zweifellos beheben lassen. Lebensgefahr besteht nicht . . ."

Er blickte durch seine blitzenden Brillengläser die beiden Menschen an, die alle sonstige Sicherheit verloren hatten. Noch ehe Ralph etwas sagen konnte, fuhr er fort:

„Sie wollen mich fragen, warum ich die Operation nicht bereits vorgenommen habe. Die Operation, Mr. Earl" — er sprach nur zu Ralph — „ist lebensgefährlich. Fragen Sie mich nicht nach den Chancen: nur ein Scharlatan würde Ihre Frage beantworten."

berichtete Walter. „Und ‚Monica' konnte gar nichts dafür. Ich glaube, der Sattel saß nicht richtig."

Hanna hatte sich auf dem Stuhl neben dem Bett niedergelassen. Aus den Verbänden, Gipsbinden und Tüchern blickte nur das weiße Kindergesicht hervor. An einem komplizierten Apparat waren beide Beine des Knaben hochgeschnallt. So zahlreich waren die Räder, Schnüre, Gewichte und Metallstangen, daß man das Gefühl hatte, ein Mensch sei hier in das Räderwerk einer Maschine geraten. Fünfzehn war Walter vor kurzem geworden, aber mehr denn je in den letzten zehn oder zwölf Jahren war er für Hanna jetzt wieder das hilflose kleine Kind, das sie in ihren Armen gehalten hatte. Sie hatte oft um ihn gebangt, in diesen fünfzehn Jahren. Wer lebte, der schwebte in Todesgefahr. Trotzdem hatte sie sich nie vorstellen können, daß Walter einmal nicht sein könnte. Auch jetzt konnte sie es sich nicht vorstellen.

„Ist es wahr, daß mich der Professor operieren will?" fragte Walter.

„Er weiß noch nicht so recht", antwortete Ralph schnell. „Wir werden sehen. Jedenfalls sind wir nun wieder da, und es kann dir nichts geschehen."

Aus seinen großen, grauen Augen sah Walter seine Mutter an. Er sieht jetzt genau wie Ralph aus, dachte sie. Genau wie Ralph, wenn er hilflos ist.

„Bleibst du hier bei mir, Mammi?" fragte er.

„Wir waren noch gar nicht zu Hause", antwortete sie. „Aber morgen nehme ich hier ein Zimmer und dann bin ich immer bei dir."

„Ihr habt doch Proben", meinte der



Der Junge war bei vollem Bewußtsein. Ein Lächeln erhellte sein bleiches, schmales Gesicht . . .

„Heißt das, daß Walter ein Krüppel bleiben muß, wenn wir sein Leben nicht mit einer Operation aufs Spiel setzen?" raffte sich Ralph endlich auf.

„Sie haben es sehr präzis formuliert, Mr. Earl", erwiderte der Chirurg. „Ich würde vorschlagen, daß Sie Ihren Sohn jetzt besuchen. Ich erwarte Sie in einer Stunde. Ihre Entscheidung duldet keinen Aufschub."

Er begleitete Ralph und Hanna bis zur Türe.

In Hanna tobte ohnmächtiger Zorn. Sie haderte nicht nur mit dem Schicksal. Sie haderte auch mit diesem kalten alten Mann, der sicher nie ein Kind, vielleicht nie eine Frau besessen hatte. Wie wagte er es, Eltern vor eine solche Entscheidung zu stellen? Wie wagte er es, ihnen eine einzige Stunde Bedenkzeit zu geben?

Als Ralph und Hanna das Krankenzimmer betraten, stand die Schwester auf, die an Walters Bett gesessen hatte, und entfernte sich lautlos. Hanna stürzte mit ausgestreckten Armen auf das Bett zu.

Der Junge war bei vollem Bewußtsein. Ein Lächeln erhellte sein bleiches, schmales Gesicht, als er seine Mutter erblickte.

„Oh, Mammi", sagte er, „ich bin so froh, daß du da bist."

„Wir sind gleich vom Schiff hierher gefahren", sagte Hanna. Sie versuchte, ihre Stimme zu beherrschen.

Jetzt beugte sich auch Ralph über das Bett.

„Na, da hast du ja was Feines angestellt." Er lächelte. „Aber mach dir nichts draus. Ich bin in meinem Leben mindestens zwanzigmal vom Pferd gefallen. Der Herzog von Edinburgh fällt regelmäßig vom Polopferd."

„Es hat zuerst gar nicht weh getan",

Junge. Ihn interessierte alles, was das Theater betraf.

„Ich werde dir alles von den Proben erzählen", sagte Hanna.

„Glaubst du, daß ich schon zur Premiere kommen kann?"

Ralph und Hanna sahen sich nicht an.

„Vielleicht", sagte Ralph.

„Ich werde doch wieder reiten dürfen, Pa?"

Hanna blickte nach dem Fenster.

„Natürlich", erwiderte Ralph. „Wer nie vom Pferd gefallen ist, ist kein Reiter."

Wenige Minuten später standen sie beide im Korridor des Krankenhauses. Ralph ergriff Hannas Arm.

„Setz dich nieder", sagte er. Er fühlte, daß sie wankte.

Nun saßen sie im weißgetünchten, stillen Korridor auf einer harten Bank vor dem Zimmer ihres Sohnes. Hie und da kam eine geschäftige Krankenschwester vorbei, ein Arzt. Ein Patient oder eine Patientin wurden im Rollwagen vorbeigeschoben. Niemand erkannte sie, niemand beachtete sie. Endlich gab es einen Ort auf der Erde, an dem alle Menschen Wichtigeres zu tun hatten, als sich um zwei Stars zu kümmern. Aber an diesem Ort ging es um Leben und Tod.

„Wir müssen bald zum Professor", sagte Ralph leise.

„Ich weiß."

„Willst du, daß ich noch einen zweiten Chirurgen hinzuziehe?"

„Ich weiß nicht."

Eine Weile war es still.

„Wir müssen uns entscheiden", sagte der Mann.

Sie sah ihn an. „Kannst du dich entscheiden?"

„Ich werde meine Zustimmung geben", sagte er mit fester Stimme.

„So schnell . . ." erwiderte sie erschrocken, mit schwacher Stimme.

Seine Stimme klang gereizt, als er sagte:

„Selbstverständlich. Walter ist nicht zum Krüppel geboren. Du hast gehört, er spricht schon wieder von Pferden."

„Und wenn er . . . ?" Sie sprach den Satz nicht zu Ende aus.

„Ich kenne ihn, weil ich mich kenne. Ich wäre lieber tot als ein Krüppel. Wir haben kein Recht, an uns zu denken. Wir müssen an sein Leben denken. Ein Krüppel ist kein Mensch."

Sie erwiderte nichts. Sie blickte ihn starr an und wieder schwankte sie zwischen Haß und Liebe. Welch Hochmut, welch sündiger Hochmut sprach aus seinen Worten. Er . . . er natürlich wollte lieber tot sein als ein Krüppel. Wenn er nicht reiten und fechten und Autofahren, wenn er nicht von einer Treppe herabspringen, wenn er nicht einen Gegner ins Gesicht schlagen und eine Frau in seine Arme nehmen konnte, wollte er lieber tot sein. Aber der kleine Junge, hinter der weißen Tür — hatte Ralph das Recht, für ihn zu entscheiden? Sie haßte diese bedingungslose Körperlichkeit ihres Mannes, aber sie liebte Ralph, weil er ihr die Entscheidung abnahm. Hundertmal in ihrer Ehe war sie die Stärkere gewesen. Jetzt, als es darauf ankam, bewies er, wie stark er war.

Sie stand auf.

„Gehen wir", sagte sie.

Sie wurden von dem Assistenten des Professors vorgelassen.

Nachdem der Professor hinter ihnen die Türe geschlossen hatte, sagte Ralph, ohne sich niederzusetzen:

„Wir sind mit der Operation einverstanden, Herr Professor."

Es schien Hanna, daß sie der alte Mann zum erstenmal ansah. Mit einer beinahe herzlichen Geste legte er seine schlanke Hand auf ihre Schulter. Er sagte:

„Sie tun recht daran, Mrs. Earl. Ich hätte ebenso gehandelt wie Sie. Und ich weiß, was Sie fühlen. Sie müssen wissen — ich habe sechs Kinder . . ."

★

Die Operation fand am nächsten Morgen statt. Sie währte vier volle Stunden.

Als Dr. Briggs den Operationssaal verließ, stand in dem harten Altmännergesicht ein kleines Lächeln.

„Die Operation ist gut verlaufen", sagte er, auf Hanna zutretend. Er beachtete Ralph nicht, wie er früher Hanna nicht beachtet hatte. „Gehen Sie jetzt nach Hause und legen Sie sich schlafen. Wenn keine Komplikationen auftreten — und es besteht kein Grund, warum sie auftreten sollten — wird Walter in ein paar Wochen herumgehen. Es würde mich wundern, wenn er in ein paar Monaten nicht wieder reiten wollte."

Sie preßte die Hand des Arztes.

„Danke, Herr Professor!"

Mehr konnte sie nicht sagen. Wie ein zurückgedämmter, plötzlich entfesselter Strom brachen die Tränen aus ihren Augen. Der Professor nickte ihr zu und eilte weiter.

Aber sie und Ralph gingen nicht nach Hause. Die Premiere des Stückes, in dem sie zusammen auftreten sollten, war für die zweite Oktoberhälfte angesetzt. Sie hatten schon zu lange Zeit versäumt: fünf Wochen Proben würden für ein so schwieriges Drama kaum reichen. Das Theater drängte. Sie fuhren zur ersten Probe.

Das waren ganz andere Proben, als jene, an die sie sich in der letzten Zeit in ihrer Filmarbeit gewöhnt hatten. Filmschauspieler brauchten sich nicht den ganzen Text ihrer Rolle zu merken. Die meisten lernten am Abend vorher die Worte, die sie am Tage darauf vor den Kameras zu sprechen hatten. Oft wurde die Schlußszene zuerst gedreht, dann die erste Szene, dann wahllos Szenen aus dem ganzen Film. Hier begann man mit dem ersten Akt, arbeitete sich durch den zweiten, rackerte sich durch den dritten und vierten.

Das waren nicht die einzigen Unterschiede, bei weitem nicht. Man konnte bei den Proben eine Szene hundertmal wiederholen, aber die ganze Zeit wußte man, daß es bei der Premiere keine Wiederholung gab. Da wurde nicht einfach, wie beim Film, der verdorbene Zelluloidstreifen weggeworfen. Jedes Wort, das man sprach, war endgültig.

Da oben, auf der Bühne, konnte man sich auch nicht auf fremde Hilfe ver-

Wenn die andern nach Hause gehn...

lassen. Tausend Tricks kannte das liebevolle Auge der Kamera: unerbittlich waren die Augen der Menschen, die im Parkett, in den Logen, auf der Galerie saßen. Auch auf die Hunderte von Pausen, welche die Filmarbeit unterbrachen, konnte man sich im Theater nicht verlassen. Wer hier den künstlerischen Atem nicht besaß, durchzuhalten, der ging unter. Das Bühnenbild konnte helfen, Regietricks kannte auch das Theater, aber die Ausstattung war verhältnismäßig geringfügig, es gab keine Landschaftsbilder und kein Technicolor, keine flimmernde Überblendungen, kein wechselndes Labsal für ein neugieriges Auge. Vor einem bemalten Hintergrund und ein paar bemalten Kulissen stand der Schauspieler — ausgeliefert, allein auf sich gestellt.

Zuerst wurde ohne Kulissen, in einem nicht allzu großen Zimmer von „Her Majesty's Theatre" auf dem Londoner Haymarket geprobt. Man saß auf unbequemen Stühlen, und Phantasie ersetzte selbst die primitivsten Requisiten. Dann probte man auf einer kleinen Probebühne, wo es zwar ein „hinten" und „vorne", ein „rechts" und „links" gab, aber immer noch keine Dekorationen und keineswegs die Dimensionen des wirklichen Theaters. Schließlich zog man auf die Bühne. Immer noch waren die Dekorationen nicht fertig; Bühnenarbeiter unterbrachen die Probe; Beleuchtungseffekte wurden versucht; niemand trug die Kleider und Anzüge, die er bei der Uraufführung tragen würde. Mit jedem Tag wuchs die Aufregung. Mit jedem Tag kam man dem Abend näher, der alles entschied, dem einzigen Abend, an dem reicher Applaus die Arbeit von Wochen belohnte oder eine kühle Aufnahme alle Hoffnungen vernichtete.

Hanna liebte die Proben; Ralph haßte sie. Beide waren zu Hause auf der Bühne der Proben — in dieser merkwürdigen, zwielichtigen Welt, in der man den Geruch des Theaterstaubes spürte wie Zirkusleute den Geruch des Arena-Sandes spüren. In dieser Welt, in der zuweilen durch ein kleines Fenster ein Sonnenstrahl auf die dunkle Bühne fiel und in der die leeren Fauteuils des Zuschauerraumes dastanden wie bösartige rote Zwerge.

Hanna kam auf die Proben stets gut gelaunt und vorbereitet: lange ehe sie begannen, konnte sie ihre Rolle auswendig. Sie unterhielt sich mit ihren Kollegen, scherzte mit den Bühnenarbeitern, hing an den Lippen des Regisseurs. Ihr Eifer, sich zu vervollkommnen, war

mal konnte er seine Rolle noch zwei Tage vor der Uraufführung nicht ganz auswendig — er verließ sich ganz auf die Inspiration, die aus dem überfüllten Zuschauerraum zu ihm aufstieg. Er verwirrte seine Mitspieler, weil er ihnen oft nicht die richtigen Stichworte gab, und er amüsierte sich über ihre Verwirrung. Er langweilte sich auf den Proben so penetrant, daß ihn die Regisseure oft nur dann um sein Erscheinen baten, wenn sie ihn unbedingt brauchten.

Es war ein modernes Drama, das jetzt in „Her Majesty's Theatre" vorbereitet wurde. Der junge Engländer Thomas Williams hatte es geschrieben, wahrscheinlich — es wurde nicht zugegeben — eigens für Ralph und Hanna Earl. Es handelte von einer vor den Russen geflohenen rumänischen Emigrantin, die nach London kommt, wo sie auf dem Theater die Rolle einer rumänischen Fürstin erhält. Sie verliebt sich in ihren Partner, einen verheirateten Mann. Schlimmer als das: Carmen — so hieß das Mädchen — beginnt sich in ihre Rolle so einzuleben, daß sie am Ende annimmt, tatsächlich die rumänische Fürstin zu sein. Als sie der Mann, der sie liebt und der fürchtet, daß sie ganz in die geistige Nacht versinkt, in die Wirklichkeit zurückrufen will, erschießt sie sich auf der Bühne.

Das Stück — „Dämmerung" hieß es — nahm alle Kräfte Hannas in Anspruch. Sie sah Ralph, dessen Rolle nicht minder schwierig war, der sie jedoch spielend meisterte, nur noch an zwei Orten: im Theater und im Krankenhaus. Sie hatte am Tage der Operation tatsächlich ein Zimmer neben dem ihres Sohnes bezogen.

Aus dem „Oxford Hospital" fuhr sie morgens zur Probe — in der kurzen Mittagspause eilte sie an das Krankenlager des immer noch von Schmerzen gequälten Kindes. Nachmittags stand sie wieder auf der Probebühne. Manchmal ging es bis spät in die Nacht.

Hanna wußte es jedoch so einzurichten, daß man am Abend, wie der Fachausdruck lautete, „um sie herumprobte", daß ihre Anwesenheit überflüs-



Ihr Eifer, sich auf den Proben zu vervollkommnen, war beinah fanatisch

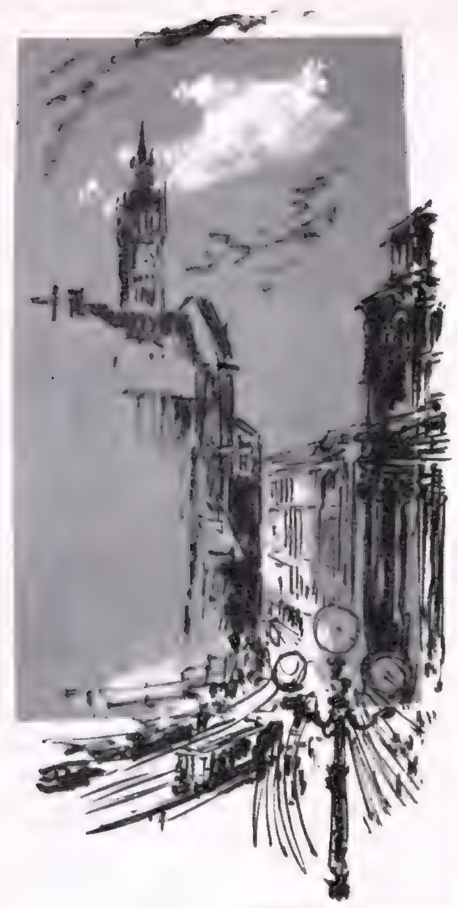
beinahe fanatisch. Der Regisseur des neuen Stückes, Sir Edward Rogers, liebte sie, wie alle ihre Regisseure sie liebten, denn sie gehörte zu den Darstellern, die man „Wachs in der Hand des Regisseurs" nannte. Sie überließ nichts der Eingebung; sie formte ihre Rolle wie ein Bildhauer seine Statue. Was sich bei der Premiere ereignete, war für sie auf den Proben längst entschieden.

Anders war Ralph. Jeder Regisseur, natürlich auch Sir Edward, war von vornherein sein Feind. Er betrachtete Regisseure als überflüssige Handlanger seiner Kunst. Seine Auffassung der Rolle, die er spielte, war endgültig, und Proben änderten an ihr nichts. Manch-

sig war. Wenn die Dämmerung über die Millionenstadt fiel, war sie meistens schon unterwegs in die Klinik, wo sie ihre Mahlzeit an Walters Bett einnahm.

Sooft er sich von den Proben frei machen konnte, fuhr auch Ralph in das Krankenhaus, aber er tat es meistens, wenn sich Hanna im Theater befand oder für eine kurze Stunde zu Hause ausruhte.

Wenige Tage vor der Premiere traf endlich Hannas Mutter, Frau Martha Tanner, aus Berlin ein, um ihrer Tochter beizustehen. Jetzt atmete Hanna etwas leichter. Um so mehr wurde ihr bewußt, daß sie auf das größte Ereignis in ihrer Karriere nicht so vorbereitet war wie stets zuvor. Der kalte Schweiß



Es war ein typisches Londoner Bild . . .

stand ihr auf der Stirne, wenn sie des Nachts auf ihrem Krankenhausbett aufwachte.

Dann war ihr, als hörte sie noch die Pfiffe aus dem Auditorium — immer wieder träumte sie von einem Theaterskandal. Sie konnte nicht mehr einschlafen. Drohend nahte der 28. Oktober.

★

Ganz London schien sich zu der Premiere der „Dämmerung" zu drängen.

„Her Majesty's Theatre" liegt auf dem Haymarket, der Theaterstraße Londons, die dem New Yorker Broadway entspricht. Tage vorher standen schon die Leute in dichtgedrängten Reihen vor den Kassen.

Es war ein typisches Londoner Bild: Eine Menschenschlange vor dem alten Haus unweit von Piccadilly. Die berufsmäßigen Premierenbummler hatten kleine Klappstühle mitgebracht und saßen auf der Straße. Ein Clown mit einem dressierten Affen, der jeweils dem Theaterpublikum folgte, trieb auf dem Asphalt seine Späßchen und sammelte in einer zerschlissenen Kappe seine Pennystücke ein.

Hinter den dünnen Gittern des Plakatkästchens prangten in riesigen Lettern die Namen Ralph Earl und Hanna Tanner.

Am Abend der Premiere bewegte sich eine unendliche Reihe der elegantesten Wagen auf Haymarket zu. Alte Theaterdiener im Smoking, die selbst wie sehr konservative Gäste aussahen, wiesen dem Premierenpublikum die Sitze an. Alle Herren trugen Smoking, man sah sogar einige Fracks. Die Damen hatten große Abendkleider und reichen Schmuck angelegt.

Feierliche Erwartung lag über dem altehrwürdigen, in Gold und rotem Plüsch gehaltenen Theater.

Eine Minute, bevor der Vorhang aufging, traf Prinzessin Margaret mit ihrer Kusine, Prinzessin Alexandra, ihrer Tante, der Herzogin von Kent, und vier oder fünf jungen Leuten ein, deren Namen die Pressevertreter mit großem Eifer notierten. Sie nahmen in zwei Logen Platz.

Völlig geschminkt, in einem großen giftgrünen Abendkleid, eine diamantene Tiara auf den dunklen Haaren, saß Hanna in ihrer Garderobe. Riesige Blumenkörbe standen überall umher. Frau Tanner, Hannas Mutter, ging herum und betrachtete die Visitenkarten, die in den Körben lagen.

„Setz dich doch endlich", sagte Hanna. „Du machst mich nervös."

Frau Martha setzte sich nieder.

Sie war eine kleine Frau, so klein, daß man sich zu wundern pflegte, daß die hochgewachsene Hanna ihre Tochter war. Frau Martha war mager, knochig und hatte das papierne Gesicht eines alterslosen Zwerges. In einer altmodischen Frisur trug sie die schlohweißen Haare

Wenn die andern nach Hause gehn...

hoch über dem kleinen Kopf. Weil sie so klein und schmal war, wirkte ihre Energie, ihre jugendliche Lebendigkeit, ihre resolute Sicherheit um so auffallender. Am meisten mit ihrer Erscheinung kontrastierte aber der männliche Baß, der aus dem gebrechlichen Körper aufstieg.

„Das übliche Lampenfieber", sagte Frau Martha. „Eine Minute, nachdem du auf der Bühne stehst, ist es vorbei."

Hanna wandte sich ab vom Spiegel, in dem sie sich bis dahin gemustert hatte.

„Die Leute sollten vor einer Premiere keine Blumen schicken", sagte sie. „Ich bin abergläubisch."

„Kenne ich", sagte Frau Martha. „Jedesmal sagst du dieselben Sätze."

Durch die verschlossene Tür drang der Lärm des Treibens hinter den Kulissen an ihr Ohr.

„Ralph hat mir nicht einmal Hals- und Beinbruch gewünscht", meinte Hanna.

„Du kannst doch in seine Garderobe hinübergehen."

„Er haßt es, wenn ich in seine Garderobe gehe. Du weißt doch, daß er es mir verboten hat."

Frau Martha hatte sich am Schminktisch neben ihrer Tochter niedergelassen.

„Du sollst dich jetzt nicht um Ralph kümmern. In drei Stunden wird er sich um dich kümmern."

„Was meinst du damit?"

Hanna fragte es mit einer leichten Aggressivität in der Stimme. Sie wußte, daß ihre Mutter Ralph haßte. Sooft Frau Martha ihn erwähnte, hatte Hanna sofort das Gefühl, Ralph verteidigen zu müssen.

„Was ich damit meine?" wiederholte Frau Martha unbekümmert. „Nach dieser Premiere wirst du aufhören, Mrs. Ralph Earl zu sein. Du wirst ihn glatt an die Wand spielen."

Unwillkürlich klopfte Hanna auf das Holz ihres Tischchens. Es war eine abergläubische Geste: sie sollte das „Berufen" abwehren. Im gleichen Moment schämte sie sich ihrer Geste so sehr, daß sie errötete.

„Ich will ihn nicht an die Wand spielen", sagte sie.

„Natürlich nicht. Im Gegenteil. Du willst dich von ihm an die Wand spielen lassen. Ich habe es bei den Proben gesehen. Du wirst immer noch nicht das kleine Mädchen los, das dem Hamlet im ‚Old Vic', Blumen brachte. Aber er? Er gebraucht jeden Trick, um dich in den Schatten zu stellen."

Hanna sprang auf.

Sie wollte auf die Worte ihrer Mutter heftig reagieren, aber sie fand selbst nicht die richtigen Worte. Es fiel ihr auf einmal ein, was Ralph gesagt hatte —



„Ich bin abergläubisch", sagte Hanna

an jenem schrecklichen Morgen, in der Villa von Beverly Hills, als sie von der Polizei kamen: „Auf der Bühne werde ich gegen dich kämpfen und im Schlafzimmer."

Die Worte klangen ihr im Ohr, als wären sie eben erst ausgesprochen worden. Im Schlafzimmer? Sie hatte sein Bett nicht geteilt, seit der Nacht, als das Telefon in der Kabine der „Queen Elizabeth" läutete. Sie selbst hatte nicht mehr an den Kampf gedacht, als wäre der Krieg zwischen ihnen im gleichen Moment zu Ende gegangen, als die Liebe zu ihrem kranken Kind sie wieder verband. Aber war der Krieg zu Ende? War es nicht nur ein Waffenstillstand gewesen? Und die Bühne? Sie war auf einmal sicher, daß ihre Mutter recht hatte. Auf den Proben hatte es Ralph so einzurichten gewußt, daß ihre Rolle immer kleiner, seine immer größer wurde. Jetzt war es vielleicht zu spät. Zwei Minuten vor der Premiere — und schon zu spät.



Wie eine Schlafwandlerin ging sie durch den Korridor

Die alte Garderobiere von Hanna betrat das Zimmer.

„Haben Sie alles, Miß Tanner?" fragte sie. „Vergessen Sie, um Himmels willen, den Fächer nicht wieder." Sie drückte Hanna einen grünseidenen Fächer in die Hand. „Prinzessin Margaret ist soeben eingetroffen. Sie trägt ein silbernes Abendkleid."

Hanna hörte nicht zu. Sie ging auf die Tür zu. Warum ist Ralph nicht herübergekommen? dachte sie. Ich gehe doch noch in seine Garderobe und wünsche ihm Hals- und Beinbruch ...

Ein schrilles Läuten unterbrach ihre Gedanken. Sie blieb stehen. So heftig klopfte das Blut in ihrem Hals, daß sie glaubte, man könnte es sehen. Die Garderobiere trat noch einmal auf sie zu und fuhr ihr mit der Puderquaste über das Gesicht.

Dann wurde die Türe nochmals aufgerissen.

„Auftritt, Miß Tanner!" rief der Inspizient in die Garderobe.

Frau Martha stand neben ihrer Tochter. Sie mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um ihr einen Kuß auf die Stirne zu hauchen.

„Es wird alles gutgehen", sagte die alte Dame leise.

„Hals- und Beinbruch, Miß Tanner", murmelte die Garderobiere.

Hanna beachtete beide nicht. Wie eine Schlafwandlerin ging sie durch die engen Korridore, auf den finsteren Raum hinter der Bühne zu. Hier, hinter den Kulissen, war der einzige Ort, wo sie niemals ein Star gewesen war. Sie war nur ein Rädchen im großen Räderwerk des Theaters. Niemand schien sich um sie zu kümmern. Zwei Kulissenschieber, die eine Dekoration trugen, rannten sie fast über den Haufen. Zwei mit sich beschäftigte Statistinnen drängten sich an ihr vorbei. Als sie an der Garderobetür von Ralph vorbeikam, trat die Versuchung noch einmal an sie

heran, hineinzugehen. Aber sie ging an der Tür vorbei, als wäre die Bühne der Mond, auf den die Schlafwandlerin zustrebte.

Sie hörte das leise Surren der Maschine, die den Vorhang hochzog.

Panik ergriff sie. Sie wollte umkehren und davonlaufen. Sie wollte schnell den Inspizienten suchen, der das Rollenbuch in der Hand hielt. Sie wollte ihn nach ihrem ersten Satz fragen. Sie konnte sich nicht mehr an ihren ersten Satz erinnern . . .

Wie im Traum hörte sie:

„Auftritt, Miß Tanner!"

Dann stand sie auf der Bühne.

*

Der Autor hatte originell sein wollen: „Dämmerung" hatte nicht, wie üblich, drei oder fünf, sondern vier Akte.

Nach dem ersten Akt, auf den nur eine ganz kurze Pause folgte, wußte noch niemand, ob das Stück ein Erfolg sein würde. Das Publikum war zwar mitgegangen. Es hatte nur an den „richtigen" Stellen gelacht — und sonst war es mäuschenstill gewesen im Zuschauerraum. Aber man pflegte im englischen Theater nach dem ersten Akt nicht zu applaudieren. Noch hing das Schicksal des Stückes, hing das Schicksal des Autors, des Regisseurs, der Darsteller in der Schwebe.

Hanna und Ralph hatten im ersten Akt nur eine einzige gemeinsame Szene. Als der Vorhang niederging, befand sich Hanna mit einem anderen Darsteller auf der Bühne. Jetzt sah sie sich in den Kulissen nach Ralph um. Er war nicht da.

Ihr Entschluß, ihn in seiner Garderobe aufzusuchen, kam plötzlich. Sie hatte mit einemmal das Gefühl, daß sie nicht weiterspielen konnte, ohne ihn zu sehen. Sie wimmelte Sir Edward ab, den Regisseur, der ihr zu ihrer Leistung im ersten Akt ermunternd gratulierte und ihr für die große Szene im zweiten einige letzte Ratschläge erteilte.

Dann ging sie auf Ralphs Garderobe zu. Sie wollte anklopfen, aber sie tat es nicht. Ein ihr selbst unerklärlicher Zorn hatte sie überkommen: Wie kam Ralph dazu, ihr seit Jahren den Zutritt zu seinem Ankleideraum zu verbieten?

Ohne anzuklopfen öffnete sie die Tür. Sie scheuchte zwei Menschen auf, die mitten in der kleinen, halb dunklen Garderobe standen. Sie standen eng umschlungen. Es waren . . . Ralph und Merle Robson.

Hanna blieb in der offenen Tür stehen. Es war ihr, als hätte sie sich von sich selbst losgelöst. Sie betrachtete den Mann und die Frau, die sich eben noch geküßt hatten. Vor ihren geistigen Augen aber sah sie nicht die ekelhafte Szene, sah sie nur sich selbst. Wie Eiswasser rann es durch ihre Adern. Kühl überlegte sie: Was tut eine Frau in einer solchen Lage? Sagt sie „Verzeihung!" — und schließt die Tür wieder? Oder geht sie auf ihre Nebenbuhlerin zu und schlägt ihr ins Gesicht? Wird sie ohnmächtig? Beginnt sie zu schreien?

Ralph nahm ihr die Entscheidung ab. Er wandte sich ab von der rothaarigen, jungen Frau im weißen, perlenbestickten Abendkleid und ging zu seinem Spiegel. Er nahm einen Kamm in die Hand und fuhr sich damit durch die Haare.

„Steh doch nicht in der Tür", sagte er. „Komm herein." Seine Stimme klang ganz ruhig. „Du kennst doch Miß Robson . . ."

Hanna schloß die Tür hinter sich, aber sie rührte sich nicht.

„Ich bin gekommen, um Ralph zu gratulieren", sagte Merle. Sie sagte „Ralph", nicht „Mr. Earl". „Ich gratuliere auch Ihnen, Miß Tanner."

„Du bist voller Lippenstift", sagte Hanna.

Sie war sich der Abgeschmacktheit ihres Satzes bewußt, aber es fiel ihr kein anderer ein.

Ralph nahm ein Stück „Kleenex" aus einer blauen Schachtel und entfernte die Spuren des Lippenstifts von seinem geschminkten Mund, von seiner gepuderten Wange.

Plötzlich wandte er sich um:

„Steht doch nicht so da, ihr beiden", sagte er grob. Und zu Hanna: „Ich habe dir verboten, meine Garderobe zu betreten." Dann zu Merle: „Wischen Sie sich die schuldbewußte Miene vom Gesicht. Sie tun ja gerade, als ob weiß Gott was geschehen wäre."

➔



Wenn die andern nach Hause gehn...

Als ob weiß Gott was geschehen wäre! dachte Hanna. Aber ein Bild, das vor ihr auftauchte, verdrängte alle Bilder, verdrängte sogar die Wirklichkeit. Sie sah sich selbst. Sie sah das schmale junge Mädchen, das, ein Blumenbukett in der Hand, die Garderobe Ralph Earls im „Old Vic" betreten hatte. „Kommen Sie wieder", hatte Ralph Earl gesagt. Und als sie wiederkam, war es geschehen.

Jetzt ... war es schon zu spät? Sie erinnerte sich der fünf Probewochen, in denen sie selbst zwischen Theater und Krankenhaus hin- und hergependelt war. Das konnte nicht der erste Besuch Merle Robsons bei Ralph sein ...

Sie sah dem Mädchen in die grünen, lauernden Augen.

„Gehen Sie!" sagte sie. „Ich will mit meinem Mann allein bleiben."

Merle erwiderte nichts. Sie ging an Hanna vorbei auf die Tür zu.

Aber Hanna hatte keine Gelegenheit, mit Ralph allein zu bleiben. Der Inspizient hatte sich an Merle vorbei ins Zimmer gedrängt.

„Ich suche Sie schon überall, Miß Tanner", sagte er halb ärgerlich, halb erleichtert. „Ihr gemeinsamer Auftritt. Wir fangen an."

Hanna ging stumm auf den Spiegel zu. Sie erinnerte sich, daß sie vergessen hatte, sich den Schweiß auf dem Gesicht zu trocknen. Sie setzte sich ruhig vor den Spiegel und zog ihre Lippen nach.

„Komm schon", sagte Ralph ungeduldig.

Nebeneinander verließen sie die Garderobe.

★

Das war der zweite Akt, der große zweite Akt vor der Pause, der vielleicht das Schicksal des Stückes entschied.

Hanna Tanner hatte kein Lampenfieber mehr. Sie hatte keine Angst, den Text ihrer Rolle zu vergessen. In ihrem Unterbewußtsein erinnerte sie sich an den Satz des großen deutschen Schauspielers Alexander Moissi, der gesagt hatte, daß nur Dilettanten wirklich erschüttert sind, wenn sie auf der Bühne weinen: der wirkliche Schauspieler weint „besser", wenn er inzwischen an das Abendbrot nach der Premiere denkt.

Sie dachte nicht an das Abendbrot nach der Premiere, aber sie dachte an Ralph Earls Drohung von dem Kampf im Schlafzimmer und auf der Bühne. Er hatte sie zum Kampf gestellt — er sollte ihn haben. Um das Schlafzimmer konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Sie konzentrierte sich darauf, ihn auf der Bühne zu besiegen.

Mit jedem verstreichenden Moment wurde es Ralph Earl mehr und mehr bewußt, daß sie ihn gestellt hatte. Jedes Wort war geprobt; jede Geste erfolgte an vorgeschriebener Stelle; jede seelische Rührung war vorgezirkelt.

Hanna Tanner holte aus sich alles heraus, was sie besaß. Sie verletzte keine einzige Regievorschrift. Sie gab alle Stichworte, wie sie im Manuskript standen. Sie tat nichts, um Ralph vor den Augen der Zuschauer zu verdecken. Aber wenn sie sprach, geschah es so intensiv, daß die Zuschauer einige Minuten brauchten, um sich von dem Eindruck ihrer Worte zu erholen — in dieser Pause aber verblaßten die Worte ihres Partners.

Und wenn dann Ralph sprach, dann starrte sie in das schreckliche schwarze Loch hinter den Rampenlichtern, wo das Publikum war. Auch das schrieb die Rolle so vor. Was jedoch keine Rolle vorzuschreiben vermochte, das war dieser Blick, der wieder alle Blicke anzog, so daß Ralph Earls Worte nur die Begleitmusik waren zu der stummen Sprache der glasblauen Augen seiner Gegenspielerin.

Eine Unruhe hatte sich des Theaters bemächtigt. Es war jene stumme Unruhe, die alle Schauspieler kennen. Niemand hüstelte, niemand räkelte sich auf seinem Sitz. Die Unruhe war von der geheimnisvollen Art, die sich nur selten einstellt und dann immer den großen, den überwältigenden Erfolg ankündigt. Sie war von der zurückgehaltenen Art, die sich, wenn der Vorhang fällt, in einem befreiten, aufatmenden Applaus Luft machen wird.

Der Vorhang fiel.

Auch in der großen Pause, lange vor Schluß des Abends, Beifall zu spenden, ist nicht englische Theatermanier. Erst nach der Vorstellung offenbaren sich meistens Erfolg oder Mißerfolg.

Diesmal war die Begeisterung stärker als die englische Tradition.

Das Publikum raste. Noch verbeugten sich alle Darsteller zusammen, aber der Ruf: „Tanner! Tanner!" übertönte immer wieder den Applaus. Rechts und links von ihren Mitspielern umgeben, verbeugten sich Hanna und Ralph — er den Blick kaum senkend, ihn nach oben gerichtet, als grüßte er nur die Galerie; sie, tief geneigt, demütig dankend.

Sie verlor Ralph sogleich aus dem Auge, als der Vorhang endlich gefallen war und die große Pause begann. Sir Edward wartete schon in der Kulisse auf sie: er preßte sie an seine steife Frackbrust. Ihre Mitspieler umringten sie. Sogar der Feuerwehrmann, der sonst stets in der Kulisse seine Zeitung las, kam auf sie zu. „Congratulations, Miß Tanner!" „Congratulations, Miß Tanner!" klang es ihr von allen Seiten entgegen.

Als sie, immer noch wie im Trancezustand, ihren Ankleideraum betrat, saß Ralph vor dem Schminktisch. Er hatte offenbar alle, auch Hannas Mutter, hinausgeschickt.

„Congratulations, Miß Tanner", sagte er.

Es klang nicht spöttisch. Er war, wie die meisten Engländer, ein guter Verlierer oder wußte sich mindestens als solcher zu geben.


Immer wieder übertönte der Ruf „Tanner! Tanner!" den Applaus

„Ich muß mich umkleiden", sagte sie. „Laß dich nicht stören."

„Ich brauche Miß Margaret." Das war die Garderobiere.

„Ich werde dir helfen."

Sie erwiderte nichts. Sie trat hinter die spanische Wand und ließ ihr Abendkleid fallen.

Im gleichen Augenblick fiel ihr ein, daß das Reitkostüm, das sie im dritten Akt tragen sollte, auf einem Sessel außerhalb des Paravents lag.

„Mein Reitkostüm!" sagte sie, über die Wand hinweg.

Sie hörte, daß er aufstand. Sie hoffte, er würde ihr das Kleid über den Paravent hinwegreichen.

Er ging um die spanische Wand herum und stand ihr gegenüber.

Sie hatte nichts an als ein dünnes, seidenes Unterkleid. Er stand ihr in seinem dunkelblauen Anzug gegenüber. Sie fühlte sich so nackt, daß sie unwillkürlich ihre beiden Hände vor ihre Brust legte.

Statt ihr das Reitkostüm zu reichen, warf er es über die spanische Wand. Noch ehe sie sich besinnen konnte,

hatte er sie in seine Arme genommen. Sein Mund preßte sich in ihre Schulter.

„Laß mich los!" keuchte sie und stemmte ihre Hände gegen seine Brust.

Sie wußte, daß zwischen dem zweiten und dritten Akt des Dramas „Dämmerung" der zweite Akt ihres Kampfes mit Ralph Earl begonnen hatte.

„Ich denke gar nicht daran", flüsterte er, sie noch fester an sich pressend.

Sie fühlte eine Schwäche in ihrem Magen. Einen Augenblick dachte sie: Es ist gleichgültig, was geschieht. Es ist gleichgültig, wenn das Stück nicht weitergeht. Sein Atem umspielte ihr Gesicht, umspielte ihre Ohren. Hitze und Kälte strömten abwechselnd über sie. Die Versuchung war groß, sich fallen zu lassen, ohne zu denken, wohin man fiel ...

Aber die Versuchung währte nur wenige Sekunden.

Er kann lieben, wann er will und wie er will und wen er will, dachte sie. Eiskalt tut er, was er tut. Wenn ich mich jetzt von ihm küssen lasse, bin ich erledigt. Ich kann nicht weiterspielen. Im dritten Akt tut er mit mir, was er will. Er will mich jetzt besiegen, um mich auf der Bühne zu besiegen.

„Laß mich los!" stöhnte sie.

Als er keine Anstalten traf, sie aus seinen Armen zu lassen, fuhr sie ihm mit beiden Händen ins Gesicht. Er glaubte nicht, daß sie ihm widerstehen konnte. Er beugte ihren Kopf zurück, seine Lippen suchten ihren Mund. Ihre Nägel verkrallten sich in sein Gesicht. Fünf Finger verkrallten sich in seiner Wange.

Endlich ließ er von ihr ab.

„Ich blute", sagte er. Es klang auf einmal etwas wehleidig.

Er ging zum Spiegel und drückte sein Taschentuch gegen seine Wange.

„Man wird es sehen", sagte er.

Sie atmete schwer. Die spanische Wand war in dem kurzen Kampf umgefallen. Es machte ihr nichts mehr aus, daß sie fast unbekleidet vor ihm stand. Sie hob das Reitkostüm vom Boden auf und begann sich anzuziehen.

Er ging auf die Tür zu. Das Taschentuch hielt er noch immer an seine Wange.

„Sir Edward gibt im ‚Savoy' ein Bankett nach der Premiere", sagte er.

„Ich werde nicht hingehen."

„Was soll das heißen?"

„Ich fahre in die Klinik."

„Walter schläft. Du kommst selbstverständlich zum Bankett."

„Du kannst Miß Robson mitnehmen."

„Laß den Blödsinn!"

„Es ist kein Blödsinn, Ralph. Ich habe dir gesagt, daß es vorbei ist mit deinen Abenteuern. Oder willst du mir einreden, daß sie dich überfallen hat? Es ist mir jetzt klar, warum ich dich seit fünf Wochen kaum gesehen habe. Nur etwas mehr Geschmack habe ich dir zugetraut. In der Garderobe ...!"

Sie wollte etwas Verächtliches von einer Frau sagen, die ihre Liebesszenen in einer Garderobe spielte. Aber sie erinnerte sich, daß auch sie einst ihre erste Liebesszene in einer Garderobe gespielt hatte ...

„Mir graut vor dir, Ralph", fuhr sie fort. „Erinnerst du dich an deinen Schwur, im Auto, in Southampton? Walter lag noch auf dem Operationstisch, als du dir schon eine neue Geliebte besorgt hast."

„Laß Walter aus dem Spiel!"

„Willst du es leugnen?"

„Ich leugne gar nichts."

„Du hast also ein Verhältnis mit ihr?"

„Selbstverständlich."

Sie versuchte, sich ihre Reiterkrawatte umzubinden. Ihre Hände zitterten. Sie gab die vergebliche Mühe auf und legte ihre Hand auf die Glocke.

„Selbstverständlich", wiederholte er. „Ich habe ein Verhältnis mit ihr. Und ich werde das Verhältnis fortsetzen. Ich habe dir eine Chance gegeben. Du hast sie ausgeschlagen. Du hast dich von deiner Mutter aufhetzen lassen ..."

„Schweig!" unterbrach sie ihn. Sie wußte, was jetzt kommen würde.

„Ich denke nicht daran. Seit sie hier ist, spioniert mir die alte Nazi-Dame nach. Sie hat dich auch in meine Garderobe gehetzt. Ich habe sie um meine Garderobe herumschleichen sehen. Ich hab sie satt. Ich hab euch beide satt. Du hast mir eine glänzende Idee ge-

Wenn die andern nach Hause gehn...

geben. Ich werde mit Miß Robson aufs Bankett gehen. Und sage deiner Mutter, sie soll in ein Hotel ziehen. In meiner Wohnung hat sie nichts mehr zu suchen."

Er wollte weitersprechen, aber die Garderobiere, durch das Glockenzeichen herbeigerufen, betrat das Zimmer. Sie blieb stehen und sah sich um. Ihr Blick fiel auf den umgeworfenen Paravent und auf den Mann, der sich das sickernde Blut von der Wange wischte.

„Helfen Sie mir in meine Stiefel, Miß Margaret", sagte Hanna.

Über der Türe blitzte ein kleines, blaues Licht auf.

„Der dritte Akt", sagte Ralph.

Hanna setzte sich nieder. Der dritte Akt, dachte sie. Wird denn diese Premiere nie enden . . .?

*

Der dritte Akt enthielt den Höhepunkt des Stückes, die große Liebesszene, in der der Schauspieler, den Ralph darstellte, die Rumänin zurückzureißen suchte vom Abgrund des Wahnsinns.

Während des ganzen Aktes gelang es Hanna zu vergessen, was sich eben in ihrer Garderobe ereignet hatte. Die Kraft und Tiefe ihres Spiels hatte nicht nachgelassen. Sie fühlte, daß sie an diesem Abend das größte Bündnis geschlossen hatte, das ein Schauspieler zu schließen vermag: das Bündnis mit dem Publikum. Die Menschen da unten, die sie nicht sah — nur hie und da tauchte ein Gesicht aus der ersten oder zweiten Parkettreihe auf — bildeten keine böse, drohende Masse mehr. Die Masse hatte sich in sie verliebt. Aus unbekannten Feinden waren unbekannte Freunde geworden, die ihr beistanden. Ihr Vertrauen trug sie hoch. Sie würde sie nicht enttäuschen.



Ein heißer, wilder Kuß, wie sie ihn seit Jahren nicht empfangen hatte

Dann kam die Szene, in der Ralph sie in seine Arme nehmen mußte. Sie war, so erzählte das Stück, ausgeritten und die ganze Nacht nicht zurückgekehrt. Nun kehrte sie zurück, zerfahren, nicht wissend, wo sie gewesen war, beinahe nicht mehr von dieser Welt.

Ralph nahm sie in seine Arme — wie man ein Kind in seine Arme nimmt und zugleich wie eine Geliebte.

Er beugte sich über sie. Und plötzlich sah sie die Schramme auf seiner Wange, die sie ihm zugefügt und die die Schminke vor dem Publikum völlig verborgen hatte.

Während unten die Zuschauer mit angehaltenem Atem die Szene verfolgten, kam Hanna ein Gedanke, der so komisch war, daß er sie fast lächeln ließ. Sie erinnerte sich an den amerikanischen Senator auf der „Queen Elizabeth", der sie gefragt hatte, ob Schauspieler auf der Bühne wirklich küssen. Auf den Proben hatte Ralph den Kuß immer nur gemimt. Auch jetzt würde er ihn wohl mimen, schon wegen Schminke und Lippenrouge.

Noch hatte sie den Gedanken nicht zu Ende gedacht, als sich die Lippen ihres Mannes in ihre Lippen bohrten. Es war kein keuscher Kuß, kein Theaterkuß; es war ein aufgewühlter, heißer, wilder Kuß, wie sie ihn vielleicht seit Jahren nicht mehr empfangen hatte. Das Gesicht, das sich über sie beugte, verschwamm vor ihren Augen. Sie wollte die Augen nicht schließen, aber sie mußte es tun.

Als sie die Lider wieder öffnete, waren über ihr die kalten Augen des Mannes. Wie Dolche durchbohrten sie diese Augen.

Sie löste sich aus seiner Umarmung. Sie hatte das Gefühl, daß der Kuß Ewigkeiten gedauert hatte. Sie konnte nicht verstehen, daß alles noch da war — die Dekorationen, das Rampenlicht, die Zuschauer.

Für einen kurzen Moment senkte sich ein schwarzer Schleier über ihr Gehirn. Sie mußte den nächsten Satz sprechen, aber sie erinnerte sich nicht mehr an die Worte des Dramas. Sie hörte den Souffleur und glaubte, jedermann im Zuschauerraum müßte ihn hören.

Erst nach endlos scheinenden Theatersekunden hob sich der Schleier.

Hanna ging, wie die Regie es vorschrieb, zum Dekorationsfenster und öffnete es.

Sie sprach die Worte, die ihr vorgeschrieben waren.

Nur eine kurze Pause sollte auf den dritten Akt folgen. Die große Stille im Zuschauerraum schien zu bedeuten, daß die Zuhörer zu ergriffen waren, um die Stimmung durch Applaus zu stören.

Hanna eilte in ihren Ankleideraum.

Sie hatte es diesmal nicht eilig. Zwölf Minuten erst nach Beginn des vierten und letzten Aktes würde sie wieder auf der Bühne erscheinen — für jenen großen Auftritt, der das Spiel beschloß.

Die Pause verging wie im Traum. Ihre Mutter umarmte sie. Sir Eward kam und war wieder voll des Lobes. Ein paar Kollegen steckten den Kopf durch die Tür und beglückwünschten sie zu ihrem Erfolg. Sonst war alles Routine und Sachlichkeit. Sie wußte nicht einmal, wie sie aus ihrem Reitkostüm geschlüpft war, ihren seidenen Schlafrock angelegt, sich umgeschminkt hatte, wie ihr Miß Margaret in ein neues Kleid half.

Dann hatte sie alle fortgeschickt. Sie wollte einige Minuten allein bleiben, sich sammeln für den entscheidenden letzten Auftritt.

Das blaue Licht flammte auf. Draußen auf der Bühne begann der vierte Akt . . .

Sie ließ sich erschöpft in den einzigen Lehnstuhl der Garderobe fallen, ein ächzendes altes Möbelstück, aus dem Roßhaare herausragten.

Im gleichen Augenblick klopfte es an der Tür.

Sie rief zerstreut: „Herein!"

Die Tür öffnete sich und wurde hinter der Eintretenden sogleich wieder geschlossen.

Hanna sprang auf.

„Was tun Sie hier?"

„Ich muß mit Ihnen sprechen", erwiderte Merle Robson.

„Ich habe nichts mit Ihnen zu sprechen."

Merle Robson setzte sich vor den Schminktisch nieder.

„Aber ich habe mit Ihnen zu sprechen, Miß Tanner", sagte sie.

„Jetzt nicht . . . nicht jetzt!"

„Doch, gerade jetzt", erwiderte die Frau. „Ich will Sie über das aufklären, was in Ralphs Garderobe geschehen ist." Sie beugte sich vor. „Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, Miß Tanner. Es ist kein Abenteuer zwischen Ralph und mir. Es ist der Anfang. Und es ist das Ende. Das Ende zwischen Ihnen und ihm. Sie sind heute vielleicht der große Star Londons geworden. Aber Sie haben ihn verloren — für immer . . ."

Fortsetzung folgt


dralon
Sie müssen wissen,
daß ‚Dralon' jedem die Möglichkeit gibt, gut, zeit- und zweckmäßig gekleidet zu sein. Der ‚Dralon'-Unterwäsche – Sie kennen sie als ‚dralon-leicht', ‚dralon-weich' und ‚dralon-warm' – folgen jetzt als bahnbrechende Neuheit Kleider- und Anzugstoffe aus ‚Dralon', Gewebe für Röcke und Blusen, Gewirke für Pullover, Twinsets etc.
Was zeichnet die Stoffe aus ‚Dralon' so besonders aus?
Die ‚Dralon'-Faser ist leichter als jede andere Textilfaser und sie ist weich und schmiegsam. So sind auch die Stoffe aus ‚Dralon' herrlich leicht, wunderbar weich und immer angenehm im Tragen. Trotz ihrer Leichtheit wärmen sie gut, ohne lästig zu werden.
Besonders geschätzt wird an Stoffen aus ‚Dralon': sie lassen sich im Haushalt leicht und schnell waschen, filzen nicht, laufen nicht ein, trocknen sehr schnell und brauchen kaum gebügelt zu werden. Bügel- und Plisseefalten in Stoffen aus ‚Dralon' überdauern den Regen und das Waschen.
‚Dralon' und die anderen Textilfasern
Wenn andere Textilfasern zusammen mit ‚Dralon' versponnen und verwebt werden, übertragen sich die ‚Dralon'-Eigenschaften dem ‚Dralon'-Anteil entsprechend auf diese Gewebe.
Modell aus der Kollektion
Maag LOTOS
dralon
EINE BAYER FASER
®


dralon
Modell aus der
Kollektion
ARA-jersey
Modell aus der
Kollektion


Jersey
,Dralon' inspiriert
die Jersey-Weltmode
Jersey hat in der ganzen Welt Karriere gemacht. Er steht an der Spitze der beliebten Modestoffe. Die ,Dralon'-Faser, besonders ihre Spezialausführung ,Dralon-Hochbausch', ist selbst so leicht und bauschig, so weich und schmiegsam, daß sie die Verarbeiter zu vielen Versuchen mit interessanten Ergebnissen angeregt hat. Jetzt gibt es ,Dralon'-Jerseys, weich und schmiegsam wie Kashmir, oder samtig, kernig und kräftig cordartig, und wieder andere in einem Wildleder- oder Samtcharakter.
Führende Firmen der Wirk- und Strickwaren-Industrie nahmen die neuen ,Dralon'-Jerseys begeistert auf und arbeiten aus Unis, in zarten Pastellfarben oder kräftigen Tönen und aus interessanten Dessins elegante Kostüme, Jackenkleider und hübsche Kombinationen aus Rock, Bluse und Jacke.
Ein Jersey-Kleid darf in dieser Saison in keiner modischen Ausstattung fehlen. Wenn Sie Ihr nächstes Kleid kaufen, lassen Sie sich bitte die neuen Modelle aus ,Dralon'-Jersey mit vorlegen. Sie finden die sportlich-einfachen und die modisch geschickt kombinierten Kleider. Welches Sie auch wählen, Sie sind mit ,Dralon'-Jersey immer elegant angezogen und Sie haben keinerlei Mühe mit der Pflege.
Achten Sie bitte beim Einkauf auf das eingenähte Etikett mit dem Originalschriftzug.
Modell aus der Kollektion
dralon
EINE BAYER FASER
®



Gesangsunterricht für Toni Sailer. Mit gerunzelter Stirn und etwas zweifelnder Miene lauscht Toni den Anweisungen, die ihm Filmkomponist Franz Grothe vor der ersten Probe des neuen Schlagers gibt. Ob ich das auch wirklich kann? scheint sich der junge Sportler etwas besorgt zu fragen . . .

Jetzt *singt* er



Na also, es geht doch! Zwar muß die Technik Tonis Stimme etwas verstärken, denn natürlich hat er nicht die Stimmkraft eines Rudi Schuricke. Aber immerhin — bei der

Zum Titel:

Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen! Nach diesem Motto erweist sich der junge Skiläufer Toni Sailer immer mehr als vielseitige Begabung. Sein Welterfolg begann bei den Olympischen Winterspielen 1956: drei Goldmedaillen und vier Weltmeisterschaften holte sich der Österreicher. Nun will er als Pensionsinhaber seinen Mann stehen. Und auch die Filmkamera schreckt ihn nicht: Er spielt die Hauptrolle in dem Film „Ein Stück vom Himmel". Während der Dreharbeiten hörte der Filmkomponist Franz Grothe, wie Toni eine Schlagermelodie leise vor sich hin sang. Welch ein angenehmer Bariton, dachte Grothe überrascht und schrieb für Toni einen Schlager. Bei den Proben mit Orchester stellte sich heraus: Singen kann Toni tatsächlich auch!

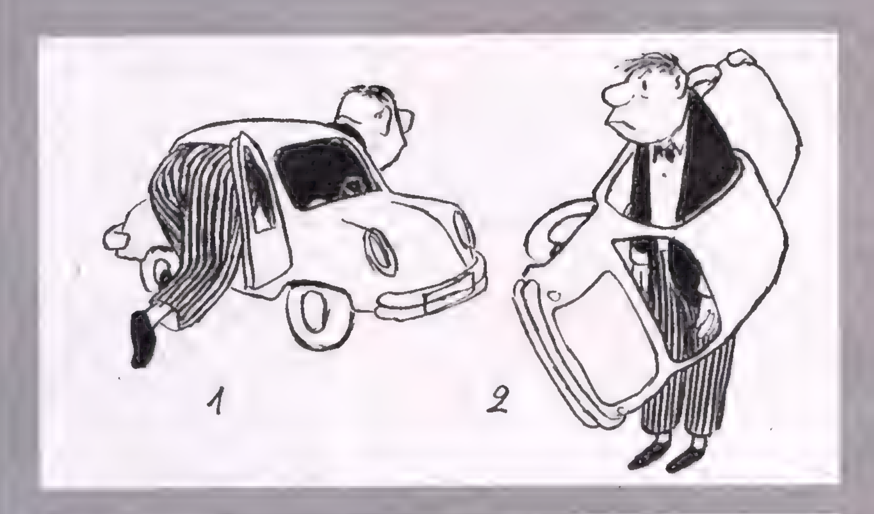
auch noch!

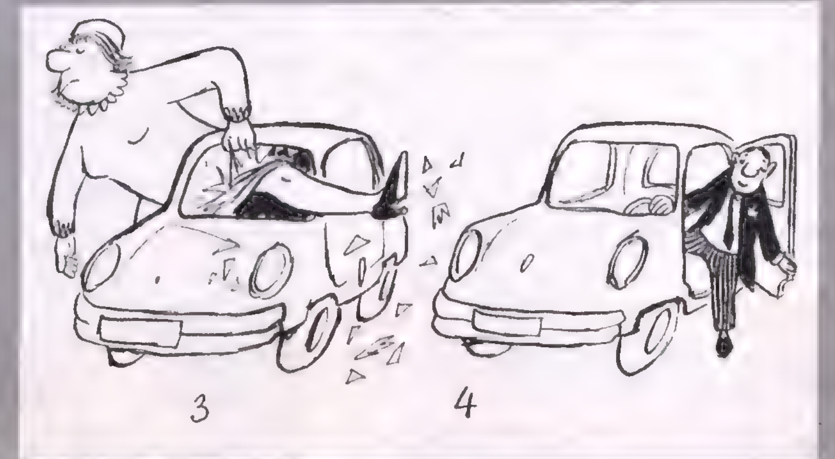


Uraufführung werden die Sport- und Film-Enthusiasten von ihrem Liebling sagen: Singen kann er auch . . .

Der Gute Ton

für Kleinwagenbesitzer





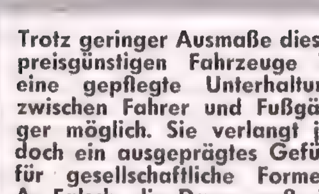






Ein Ratgeber von Loriot

Fehlerhaftes Einsteigen (Abb. 1 bis 3) wirkt leicht anstößig und schmälert die Freude am neuen Automobil. Geübte Besitzer von Mikrowagen machen sich ganz klein und setzen sich in müheloser Eleganz hinter das Steuer (Abb. 4).

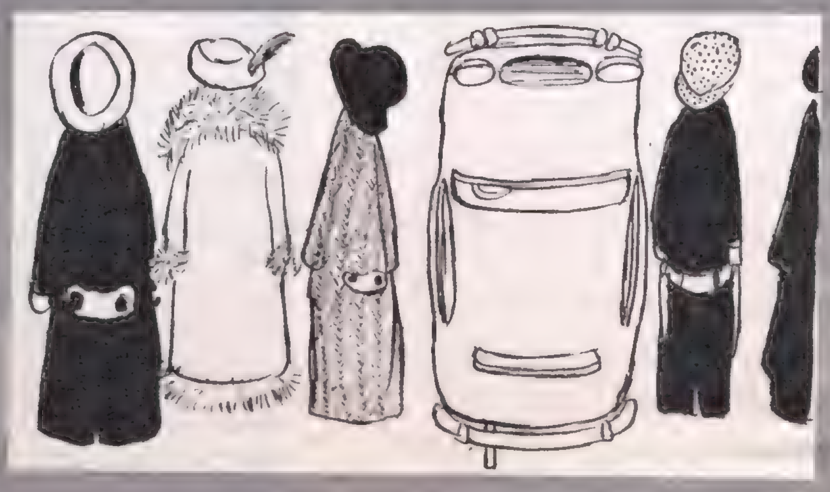


Trotz geringer Ausmaße dieser preisgünstigen Fahrzeuge ist eine gepflegte Unterhaltung zwischen Fahrer und Fußgänger möglich. Sie verlangt jedoch ein ausgeprägtes Gefühl für gesellschaftliche Formen. A: Falsch, die Dame muß sitzenbleiben. B: Auch falsch, die Dame muß stehenbleiben.

Übertriebene Höflichkeit ist eine der lästigsten Erscheinungen im deutschen Straßenverkehr. Damen, die sich bereits in Fahrt befinden, wollen nur auf eigenen, ausdrücklichen Wunsch über schlechte Wegstrecken getragen werden.




A
B

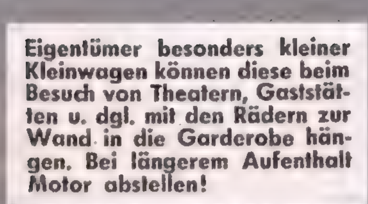



FALSCH


RICHTIG
ABFÄLLE


SEHR RICHTIG

Das fahrlässige Abstellen von Kleinwagen in dunklen Torwegen bildet besonders für ältere Leute eine ernste Gefahr (A). Eventuelle Mißfallenskundgebungen können für das Fahrzeug bedauerliche Folgen haben (B).



Eigentümer besonders kleiner Kleinwagen können diese beim Besuch von Theatern, Gaststätten u. dgl. mit den Rädern zur Wand in die Garderobe hängen. Bei längerem Aufenthalt Motor abstellen!

Das häßliche Herumliegenlassen unbrauchbarer Kleinstfahrzeuge und das achtlose Wegwerfen derselben auf der Straße oder in öffentlichen Anlagen kann unter kultivierten Menschen nicht länger geduldet werden.

Auch Sie können einen Kleinwagen erwerben und durch reichliches Mitnehmen von Passagieren die Straßen vom Fußgängerunwesen befreien helfen.

Unter Qualitäts-Kontrolle

Nutzen Sie den Rat der Gardinen-Verkäuferin:

Spannen oder Bügeln können Sie sparen!

Deshalb sind Gardinen aus DIOLEN so schnell gewaschen. Sie werden einfach feucht wieder aufgehängt, trocknen in kurzer Zeit und sehen aus wie neu - matt schimmernd, mit weichem, fließendem Fall. Keine Stunde dauert das, und Sie können wieder stolz sein auf Ihr schönes Fenster.

Gardinen aus DIOLEN laufen nicht ein. Sie sparen also auch die Einlauffalten. Zu diesen Vorteilen kommen noch die ungewöhnliche Reißfestigkeit und eine besondere Beständigkeit gegen Sonnenlicht, Rauch oder Industriedämpfe. An Gardinen aus DIOLEN haben Sie deshalb viel länger Freude.

DIOLEN - eine neue Faser - wirbt um Ihr Vertrauen. Unzählige Hausfrauen haben seit über einem Jahr beste Erfahrungen mit Gardinen aus DIOLEN gemacht. Deshalb empfehlen wir Ihnen: machen Sie bald eine Probe - und sei es nur an einem Fenster. Wir wissen es schon heute: bald haben Sie an allen Fenstern Gardinen aus DIOLEN.

olen Diolen Diolen Diolen Diolen

Waschen - aufhängen - fertig!

Nur eine Narbe...



Häßlich entstellt durch einen Kropf und von ständiger Atemnot bedroht, lebt die amerikanische Millionärstochter Esther Cabot das Leben einer Ausgestoßenen. Jürgen Thorwalds Großvater, Dr. Hartmann, reist mit ihr, dem Vater und einem seltsamen Arzt als Reisebegleiter zum berühmtesten der europäischen Kropfchirurgen, zu Professor Kocher nach Bern. Hier aber erfährt Dr. Hartmann eine niederschmetternde Tatsache: Kocher bekennt, daß nach vielen Kropfoperationen aus Menschen — Idioten wurden. Von Selbstvorwürfen gepeinigt, will Kocher keine Kropfoperation mehr vornehmen, ehe nicht die Ursache dieser grauenhaften Folgen geklärt ist. Lähmende Trauer erfüllt Dr. Hartmann. Muß er jetzt einem verzweifelten Vater und einem todbedrohten jungen Mädchen alle Hoffnung nehmen? Da zeigt sich eine letzte Chance. Doch Professor Kocher ringt um die Entscheidung zwischen seinem Willen zu helfen und seinem Gewissen . . .

In kindlich überquellender Freude eilte Esther ihrem Vater entgegen, riß das Kleid weit auf, um ihren geheilten Hals zu zeigen.
Zeichnung: Lotar Wendt

von Jürgen Thorwald

Am Nachmittag um dreiviertel vier stiegen Esther, ihr Vater und ich in den Wagen und fuhren zu Kochers Privatklinik in der Schlößlistraße. Eine Schwester empfing uns und führte Esther sofort in Kochers Untersuchungszimmer, während Cabot und ich in einem kleinen Salon Platz nehmen sollten.

Jetzt war also die entscheidende Stunde gekommen. Zu welchem Entschluß hatte Kocher sich durchgerungen? Was hatte er in den zwanzig Stunden entschieden, die seit unserem Gespräch am Vortag verflossen waren?

Wenn er eine Operation ablehnte — dann würde Esther unrettbar verloren sein.

Wenn Kocher sich aber zum Wagnis einer neuen, zuvor noch nicht erprobten Operation entschied, dann stand ich vor einem schweren Zwiespalt. Konnte ich Esther ahnungslos in Kochers Operationszimmer hineingehen lassen? War sie nicht ein erwachsener Mensch, der Anrecht auf die volle Wahrheit hatte?

Und der Vater? Durfte ich ihm verschweigen, welche entsetzlichen Folgen bei Kropfoperationen möglich waren?

Cabot sprach kein Wort. Er ging ununterbrochen, den mächtigen Körper nach vorne gebeugt, hin und her, vom Fenster zum Tisch, vom Tisch zum Diwan, vom Diwan zum Fenster. Von dieser Unruhe angesteckt, wurde der Verdacht in mir immer stärker, Dr. White habe Cabot über die Gerüchte erzählt, die vom Mißlingen der Kropfoperationen Professor Kochers berichteten.

Nach einer endlosen Stunde öffnete sich die Tür und Esther stand da. Sie schien blaß und erschöpft. Sie eilte auf Cabot zu, sank an seine Brust und stammelte: „Er wird operieren, Vater. Professor Kocher wird mir helfen . . ."

Kocher hatte sich entschieden. Sein Wille zu helfen war stärker als alle Qualen und Zweifel und Gewissensnot durch die furchtbaren Enttäuschungen der Vergangenheit. Ich atmete auf und war doch keineswegs befreit von Sorgen. In diesem Augenblick erschien eine Schwester, um mich zu Kocher zu holen.

Kocher war allein in seinem Sprechzimmer. In dem weißen Kittel, den er jetzt trug, wirkte er noch schmaler und asketischer als am Tage zuvor.

„Sie haben sich also doch zu einer Operation entschlossen . . ." sagte ich, kaum daß ich den Raum betreten hatte. Kocher nickte nur, bat mich dann Platz zu nehmen und setzte sich selbst hinter seinen Schreibtisch. Einen Augenblick lang hielt er sein hölzernes Hörrohr in den schmalen Händen und schwieg. Dann sagte er: „Miß Cabot bietet ein sehr seltenes Krankheitsbild . . ."

Ich erschrak zuerst, aber da fuhr Kocher fort: „Vielleicht ist das ihre Rettung. Der linke Schilddrüsenlappen ist als Ganzes geschwollen, der rechte Lappen ist von mehreren gut isolierten Kropfknoten durchsetzt . . ."

„Welche Schlußfolgerungen ergeben sich daraus für die Behandlung?"

„Die Zustimmung der Kranken und ihres Vaters vorausgesetzt, werde ich versuchen, den als Ganzes geschwollenen linken Lappen durch Exzision zu entfernen. Auf der rechten Seite dagegen will ich nur die Knoten stumpf herauslösen und das gesundgebliebene Gewebe der Drüse schonen. Damit dürfte genug Drüsengewebe zurückbleiben, um den totalen Ausfall der Drüsenfunktion mit all seinen fürchterlichen Folgen zu verhindern . . ."

Kocher legte das Hörrohr zur Seite und sah mich an. „Ich muß dabei darauf aufmerksam machen, daß die Ausschälung solcher Kropfknoten technisch zwar einfach ist. Aber sie kann zu überraschenden Blutungen führen, weil vorher keine Unterbindung der Hauptgefäße möglich ist . . . Dieses Risiko muß in Kauf genommen werden."

„Und zu welchem Zeitpunkt wollen Sie die Operation vornehmen?"

„Wenn nicht eine akute Erstickungsgefahr eintritt — nach der Rückkehr vom Chirurgen-Kongreß in Berlin, in rund drei Wochen . . ."

Er reichte mir die Hand. Ich drückte sie lange und sagte: „Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie Esther helfen wollen, die Verantwortung gegenüber dem Leben höher stellen als die Zweifel des Wissenschaftlers . . ."

„Ich muß es versuchen, weil wir Ärzte nie aufgeben dürfen — auch wenn unsere Nächte schlaflos sind . . ."

*

Wir verließen die Klinik. Die Sonne schien, und während der Fahrt vergaß Esther offenbar ihre Atemnot. Sie schwärmte von Kocher, von seinen zarten Händen, von seiner Güte. Nie zuvor hatte sie ein Arzt so vorsichtig und doch so gründlich und sicher untersucht. Kocher mußte in der einen Stunde ein geradezu unerschütterliches Vertrauen in ihr geweckt haben. Sie wollte am liebsten schon am folgenden Tag in die Klinik ziehen.

Zunächst fiel mir das Schweigen Cabots nicht auf. Ich wurde erst stutzig,

→

Unzählige haben darauf gewartet - Unzählige erleben jetzt die neue Aera des Fernsehens: Fernsehen ohne »Führerschein«

Fernsehen mit dem Schaub-Lorenz »BILD-PILOT«

Der entscheidende Fortschritt: Sie können nichts falsch machen – der Schaub-Lorenz BILD-PILOT sorgt immer für die richtige Bild- und Ton-Einstellung

Jetzt haben Sie es in der Hand!

Der Schaub-Lorenz BILD-PILOT nimmt Ihnen das Problem ab, das bisher so vielen Fernsehfreunden zu schaffen machte – er führt Sie mit absoluter Sicherheit zur richtigen Bildabstimmung. Die Bedienung ist kinderleicht: ein Druck auf die BILD-PILOT-Taste, und auf dem Bildschirm erscheint wie von Geisterhand hingezaubert der BILD-PILOT in Gestalt eines Lichtkeils. Nun brauchen Sie nur noch am Feinabstimmknopf zu drehen – der Lichtkeil wird winzig klein – und schon sind Sie am Ziel: die richtige Bild- und Toneinstellung ist garantiert! Damit hat der Schaub-Lorenz BILD-PILOT seine Schuldigkeit getan – Sie lassen ihn vom Bildschirm verschwinden, indem Sie nochmals die BILD-PILOT Taste drücken. Das ist alles.





Das gibt's nur bei Schaub-Lorenz

Ihr Fachhändler führt Ihnen die Schaub-Lorenz BILD-PILOT-Geräte jederzeit gern unverbindlich vor:

Weltspiegel 843 Tischgerät mit 43-cm-Bildröhre . . DM **898.-**
Weltspiegel 853 Tischgerät mit 53-cm-Bildröhre . . DM **1098.-**
Jllustraphon 853 Standgerät mit 53-cm-Bildröhre . DM **1248.-**

als wir den „Berner Hof" betraten und er mich bat, mit ihm zu kommen, während Esther in ihrem Zimmer sich ausruhen wollte.

Zögernd begann er zu sprechen. „Sie haben mir in New York einmal gesagt, daß Esther alt genug sei, um über sich selbst zu entscheiden. Sie haben sicherlich recht. Es ist ihr Leben — und wenn sie glaubt, daß Professor Kocher sie retten kann, darf ich ihr nie und nimmer die Hoffnung nehmen. Würde ich sie vor Kocher zurückhalten wollen und vor der Operation, sie würde mir noch in ihrer Sterbestunde mit Worten oder mit Blikken sagen, daß ich schuld an ihrem Tode sei. Aber ..." — in Cabots Augen stand unendliche Qual und ein verzweifeltes Flehen — „wenn man nun erführe, daß es etwas gibt, das Professor Kocher ihr verschwiegen hat und das auch Sie uns verschweigen ... etwas, das unter Umständen schlimmer ist als der Tod" — Cabots Stimme schwankte — „meinen Sie nicht, daß wenigstens ich als ihr Vater es ihr sagen müßte? ... Oder irre ich mich? Muß auch ich schweigen wie Sie und Kocher? Muß ich Esther verschweigen, was White mir gestern berichtet hat, dieses Furchtbare . . . von den Kretins? Bitte, Henry, helfen Sie mir, sagen Sie mir, was ich tun muß ..."

William Cabot hatte also alles gewußt. Er hatte es gestern schon gewußt, als er mich fragte, ob alles in Ordnung sei. White hatte den Zuträger gespielt, während ich noch bei Kocher gewesen war. Es gab also kein Verschweigen mehr.

Ich raffte mich auf: „William, hören Sie zu. Dr. White hat Ihnen die Wahrheit gesagt ..."

Mit traurigen müden Augen sah Cabot mich an. „Also doch ... Ich zweifle nach allem, was bisher geschehen ist, nicht daran, daß Sie nur das Beste für Esther wollen. Sie werden also Grund genug haben, wenn Sie schwiegen. Aber ich, Henry? Ich, der Vater, darf ich meinem Kind verschweigen, was ich nun einmal weiß? Ist jenes andere Schicksal, langsam den Verstand zu verlieren, als Kretin dahinzuvegetieren, nicht schlimmer als der Tod?"

Ich legte meinen Arm um seine gebeugten Schultern. „Solange auch nur die geringste Chance besteht, dem Tod ein Leben abzuringen, muß alles versucht werden, auch wenn damit ein großes Risiko verbunden ist. Doch beurteilen Sie dieses Risiko jetzt nur nach dem Gerede des Dr. White. White aber hat Ihnen nur die halbe Wahrheit gesagt. Zugegeben — die Operationsfolgen, die White Ihnen geschildert hat, sind Tatsache. Ihre armen Opfer werden nicht mehr gesund werden. Aber diese Fälle haben Professor Kocher gelehrt, wo seine Fehler lagen. Er wird sie nicht mehr wiederholen ..."

Und dann erzählte ich William Cabot, was geschehen war, berichtete ihm von Kochers Erkenntnis, daß die Zurücklassung eines Teils der Schilddrüse die Patienten vor dem Kretinismus bewahren würde. „Deshalb, William, besteht aller Grund, zuversichtlich zu sein. Die Fehler der Vergangenheit werden sich nicht wiederholen. Warum also wollen Sie Esther damit belasten? Sie wird alle Kräfte und allen Glauben an Kocher brauchen. Warum wollen Sie ihren Glauben erschüttern ...?"

Cabot schwieg eine ganze Weile. Er wandte sich von mir ab, warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in beide Hände. Dann sagte er: „Professor Kocher hat früher Fehler begangen. Er hat sich geirrt. Jetzt glaubt er, einen besseren Weg gefunden zu haben. Wissen Sie, Henry, ob er sich nicht zum zweitenmal irrt?"

Als ob ich diese Frage mir nicht schon selbst vorgelegt hätte . . . Aber mein Glaube an Kocher war inzwischen stärker geworden als meine Zweifel.

Bevor ich Cabot antworten konnte, kam er mir zuvor: „Ich bin bescheiden geworden. Ich würde Esther gegenüber schweigen, wenn ich wüßte, daß nicht nur Kocher allein zu der neuen Erkenntnis gekommen ist. Gibt es andere Ärzte, die das gleiche wie Kocher erkannt haben? Bitte, Henry, nennen Sie mir noch andere Ärzte, und ich werde schweigen ..."

Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet. Ich zermarterte mir den Kopf nach einer Antwort. Wer, außer Kocher, sollte schon durch Enttäuschungen und Gewissensqualen hindurch zu den gleichen Erkenntnissen wie er gekommen sein? Aber da — plötzlich tauchte der Name des Genfer Chirurgen Reverdin in meiner Erinnerung auf. Hatte Kocher mir nicht gesagt, daß Reverdin ihn bei einem Kongreß nach seinen Erfahrungen mit Kropfoperationen gefragt hatte? Daß Reverdins Reden über merkwürdige Veränderungen nach totaler Entfernung der Schilddrüse für Kocher eine zweite, unüberhörbare Warnung gewesen waren?

Wohl wußte ich nicht, ob Reverdin aus seinen Erfahrungen die gleichen Schlüsse gezogen hatte wie Kocher. Aber ich hoffte es — für Esther, für ihren Vater, für mich.

So sagte ich in plötzlichem Entschluß: „Es gibt einen anderen Arzt, Professor Jacques Louis Reverdin in Genf. Ich schlage vor, ihn telegrafisch zu befragen. Wenn seine Antwort nicht genügt, bin ich bereit, mit Ihnen nach Genf zu Reverdin zu fahren ..."

Cabot atmete auf. „Gut, bitte telegrafieren Sie ..."

★

Als ich zu meinem Zimmer gehen wollte, stieß ich auf Dr. White. Er war äußerst erregt, in seinem weißen Gesicht funkelten wütende Augen. Er zischte geradezu: „Ich habe eben von Miß Cabot erfahren, daß die Operation feststeht. Sie lassen also das Mädchen in ein Verderben hineinrennen, das Sie genau kennen . . . nur, damit Ihre Messerhelden Arbeit haben. Ich habe Mister Cabot gestern eine Andeutung gemacht. Jetzt werde ich ihm die volle Wahrheit sagen. Wenn Sie nicht soviel Verantwortungsbewußtsein haben — ich jedenfalls werde verhindern, daß aus Miß Cabot eine Geisteskranke gemacht wird. Ich werde auch ihr alles sagen . . ."

In mir stieg der gleiche Haß, den ich schon gegen den intriganten Winters empfunden hatte, empor. Ich trat so heftig auf den anmaßenden jungen Mann zu, daß er unwillkürlich zwei Schritte zurückwich. „Hüten Sie sich, Dr. White. Sagen Sie meinethalben Mister Cabot das, was Sie die volle Wahrheit nennen. Er weiß mehr, als Sie ihm sagen können. Wenn Sie aber in Esther Glauben und Vertrauen zerstören, die für ihre Heilung notwendig sind, dann werden Sie in mir einen unerbittlichen Feind haben. Und ich werde Sie zu treffen wissen . . ."



„Wir haben uns so an unsere Bank gewöhnt!"

Dr. White sah mich völlig verstört an. Mein Ausbruch hatte ihn sichtlich erschreckt. Ich ließ ihn stehen . . .

In der folgenden Nacht tat ich kein Auge zu. Der Gedanke daran, was Reverdin antworten möchte, ließ mich ebensowenig zur Ruhe kommen wie der Gedanke, daß White skrupellos genug sein konnte, Esther tatsächlich in Nöte und Zweifel und Angst zu stürzen.

Am nächsten Vormittag traf ein langes Telegramm aus Genf ein. Es besagte: „Ich habe noch vor Kocher die Folgen der vollständigen Entfernung der Schilddrüse entdeckt. Bei Teilentfernung der Drüse sind diese Folgen nie aufgetreten. Diese Erfahrung ist eindeutig."

Ich achtete nicht auf den streitbaren Ton des Telegramms. Ich hatte keinen

Gedanken für die aufgeworfene Frage, wer von den beiden, Reverdin oder Kocher, der erste war, der irgendwelche Folgen und ihre Verhütung entdeckte. (Später kam es tatsächlich zu einem Prioritätsstreit.) Ich las im Telegramm nur die Bestätigung, die Reverdin für Kochers Erkenntnis und für Kochers Handeln gab.

Und so eilte ich mit dem Telegramm zu Cabot. Er las es und faltete es langsam zusammen. Dann sagte er: „Nun gut, ich werde Esther also den Weg auf Leben und Tod gehen lassen, werde verschweigen, was ich weiß. Sie kann übermorgen in die Kocher-Klinik ziehen. Dr. White werde ich nach New York zurückschicken. Für mich bleibt das Warten. Und Sie, Henry? Was werden Sie tun?"

„Ich werde hierbleiben. Oder glauben Sie, ich könnte jetzt einfach abreisen, nach allem was geschehen ist? O nein, ich werde hierbleiben — fürs Schlimme, was Gott verhüten möge, aber erst recht fürs Gute, auf das ich hoffe wie Sie, William. Ich möchte Esther befreit von allem sehen — ich möchte sie tanzen sehen, ohne Hermelin . . ."

*

Es war an einem warmen Frühjahrstag im April, als Esther in den kleinen einfachen Operationssaal Kochers gebracht wurde. Sie war unendlich ruhig, gefaßt und voller Vertrauen. Sie hatte gewünscht, daß ich bei der Operation anwesend sein sollte. Außer mir waren Kocher, sein Assistent Dr. Roux, ein anderer junger Volontärarzt und zwei Schwestern im Raum.

Esther atmete pfeifend, aber gleichmäßig den betäubenden Äther ein. Die Schwellungen und Knollen der Schilddrüse, die den Hals des schönen Mädchens so entstellten, lagen nun ohne jede Hülle bloß.

Ich konnte jetzt auch die Verschiedenartigkeit zwischen der gleichmäßigen Schwellung auf der linken und der knolligen Wucherung auf der rechten Seite erkennen. Im nächsten Augenblick begann Kocher mit der Operation.

Er führte einen senkrechten Mittelschnitt durch die Haut des Halses bis zum Ringknorpel und verlängerte diesen Schnitt nach oben durch einen Winkelschnitt über die linke Kropfseite hinweg. Die angespannte Haut klaffte von selbst auseinander. Blut quoll aus einigen quer durchschnittenen Venen. Aber bevor die Blutung stärker wurde, hatte Kocher schon mit unwahrscheinlich schnellen und zielsicheren Händen die großen Venen unterbunden. Zum erstenmal spürte ich die ungeheure Erfahrung, die Kocher besaß.

Von neuem ergriff er das Skalpell und durchtrennte die Muskulatur am Hals. Im nächsten Augenblick lag die rechte Seite des Kropfes, fest, prall, eingehüllt in einem wahren Netzwerk von dicken Venen, frei. Die Blutgefäße dehnten sich bei jedem Atemzug — so, als wollten sie im nächsten Augenblick platzen.

„Das ist der Lappen, den ich total entfernen werde . . ." sagte Kocher in die angespannte Stille hinein. Seine Stimme klang ruhig, aber gestrafft, kurz, präzise — in äußerster Aufmerksamkeit.

Er sagte weiter: „Im Gegensatz zu früheren Operationen lasse ich die Kropfkapsel zunächst unberührt. Es geht zuerst darum, alle erreichbaren Hauptgefäße, die in die Drüse hineinführen, zu unterbinden. Das erst hat dem Eingriff seine frühere Blutigkeit genommen. Der Kropfteil muß ringsum völlig freigelegt und von allen Verbindungen losgelöst werden, bevor wir ihn von seinem Haftpunkt an der Luftröhre trennen. Zuerst werde ich mit der Sonde nach der Arteria und Vena thyreoidea am oberen Pol der Geschwulst suchen . . ."

Kocher ergriff ein längeres, blinkendes, mit drei Rillen versehenes Instrument und führte es vorsichtig in den oberen Wundwinkel, hinter dem sich das oberste Stück des Schilddrüsenlappens noch verbarg. Gleich darauf hatte die Sonde die dicken, blutgefüllten Stämme der Arterie und der Vene erfaßt, Kocher unterband, und dann trennte sein Skalpell die geschwollene Drüse von den Blutgefäßen.

Esthers Atem wurde lauter und die Venen der Kapsel schwollen stärker an. ➔



Lohn der Angst...

Zeichnungen: JOB

„Also, das versteh ich nicht, Otto. Du weißt genau, wer deinen Wagen gestohlen hat, und doch läßt du den Kerl nicht verhaften?" — „Geduld, mein Lieber. Ich warte nur, bis er ihn neu lackiert hat."

★

„Vati", sagt der Jüngste von Bankier Lobethal, „was ist eigentlich Psychologie?" — Der Vater stutzt einen Augenblick. Dann sagt er: „Psychologie, mein Sohn, ist ein Wort mit vier Silben, das du gesprächsweise anwendest, um die Aufmerksamkeit abzulenken, wenn eine Erklärung schwierig wird."

★

Still vergnügt sitzt der stramme Emil hinter seinem Glas. Der Wein schmeckt, und er ist mit sich und der Welt zufrieden. Plötzlich steht sein Freund vor ihm: „Aber Emil", sagt er eindringlich und zeigt kopfschüttelnd auf die stattliche Batterie Weinflaschen. „Laß doch endlich vom Trinken ab! Du weißt doch sicher, daß es das Leben verkürzt!" — „Kann schon sein", lallt der stramme Emil selig. „Aber man sieht auch doppelt soviel davon, mein Lieber!"



★

„Fritzchen, heut nacht hast du ein Schwesterchen bekommen!" — „So? Bitte, sag es auf jeden Fall Vati! Ihr wißt doch noch, wie er neulich so wütend wurde, als ich den jungen Hund mit nach Hause brachte."

★

Entsetzt stürzt Boldt zu seiner Frau in die Küche. „Denk dir", stammelt er aufgeregt, „ich stehe eben vom Sofa auf, und ein paar Sekunden später fällt die schwere Wanduhr herunter, genau auf die Stelle, wo ich gesessen habe." — „Habe ich dir nicht schon immer gesagt", antwortet Frau Boldt, „daß die Uhr nachgeht."

★

Trotz der beträchtlichen Delikte hatte Dr. Liebchen eine geringfügige Strafe für seinen Mandanten, einen berüchtigten Dieb, herausgeschlagen. Formvollendet bedankt sich der Sünder bei seinem Verteidiger und meint dann: „Sobald ich wieder frei bin, Herr Doktor, werde ich mal zu Ihnen kommen." — „Schon recht", murmelt Dr. Liebchen etwas beunruhigt, „aber dann bitte am Tage!"

★

Monatelang ist Frau Rehbein auf Wohnungssuche gewesen. Endlich hat sie eine Wohnung gefunden. Strahlend schleppt sie ihren Mann zu dem Neubau. „Nun, Schatzi, ist die Wohnung nicht süß?" — Rehbein zuckt die Achseln. „Ich verstehe nicht recht, was die vielen Einbauschränke sollen . . ." — „Einbauschränke? Aber, Schatzi, das sind doch die Zimmer!"

★

Helga und Margot unterhalten sich über dies und das. Plötzlich seufzt Helga tief auf: „Es ist schon ein Problem, Margot. Du weißt doch, vor zwei Monaten war ich noch sterblich in Karl-Egon verliebt, und heute kann ich ihn nicht mehr ausstehen. Wie unglaublich schnell sich die Männer doch ändern!"



★

„Sind Sie eigentlich noch mit Renate verlobt?" wird der bleiche John gefragt. — „Nein." — „Das freut mich für Sie! Ihre Braut war ein schreckliches Geschöpf. Als ich sie kennenlernte, taten Sie mir richtig leid, weil Sie so hereingefallen sind. Wie ging denn die Sache aus?" — „Ich habe sie geheiratet."

★

„Kinder, jetzt schreibt mal einen Aufsatz über das Thema ‚Was würde ich tun, wenn ich Millionär wäre?'" sagt der Lehrer zur Klasse. Alle Köpfe beugen sich eifrig über die Hefte. Schon nach einiger Zeit schaut sich Karlchen gelangweilt um. Der Lehrer greift sich Karlchens Heft. Nichts als die Überschrift steht da. „Warum hast du nichts gearbeitet", fragt er streng. — „Aber Herr Lehrer", ruft Karlchen erstaunt. „Als Millionär?"

★

Der sanfte Heini läßt sich in einer kleinen italienischen Stadt rasieren. Nach einer Weile fragt der Barbier: „Haben Sie vielleicht zum Mittag Tomatensuppe gegessen?" Heini, erstaunt über die Frage, erwidert freundlich „nein." — Der Barbier rasiert weiter. „Was hatten Sie nach der Suppe?" — „Spaghetti." — „Ah, mit Tomatensoße?!" — „Nein, mit Käse." — „Dann hatten Sie wahrscheinlich als Nachtisch Pudding mit Himbeersaft?" — „Nein, mit Früchten!" — „Madonna", schreit der Figaro auf. „Dann bleibt nur noch eines: Ich habe Sie geschnitten!"



Ich warf einen unruhigen Blick zu Roux hinüber, der die Narkose leitete und Esthers Puls kontrollierte. Aber sein Gesicht war ruhig und ohne Erregung.

Mit einem stumpfen Spatel fuhr Kocher langsam die Gewebe lockernd vom oberen Pol des Drüsenlappens rechts am Außenrand herab.

Dann wechselte er das Instrument, nahm wieder die Sonde, führte sie ein.

„Jetzt fasse ich die zweite, querlaufende Vene. Sie wird unterbunden und durchtrennt. Danach wende ich mich den Blutgefäßen des unteren Pols des Drüsenlappens zu. Bei zusammengepreßter Luftröhre wie im vorliegenden Fall versuche ich jetzt schon den unteren Pol des Drüsenlappens vorzuziehen und die Luftröhre zu entlasten . . ."

Kocher versuchte, mit dem Finger den unteren Pol zu fassen. Als es ihm nicht gelang, griff er mit einer Zange zu und zog an. Fast im gleichen Augenblick hörte ich, daß Esthers Atemzüge sich veränderten. Das Pfeifen schien plötzlich kaum noch hörbar. Die Lungen sogen Luft an, als fühlten sie sich befreit. Dr. Roux nickte Kocher und mir zu, als wollte er sagen: dort saß der würgende Druck.

Ich suchte Kochers Blick. Aber Kocher war schon mit den mächtigen, geschwollenen Blutadern beschäftigt, die mit dem Hervorziehen des unteren Drüsenlappens sichtbar geworden waren. Für Sekunden überfiel mich die Erinnerung an die Schilderungen früherer Kropfoperationen mit ihren Strömen von Blut. Ich begriff, daß jeder Kropfoperateur der damaligen Zeit hatte kapitulieren müssen, weil er ohne Kenntnis dieser gewaltigen Blutquellen in die Drüse hineingeschnitten hatte.

Kocher unterband die Gefäße und durchschnitt sie hinter der Unterbindungsstelle.

Plötzlich begann Esther zu röcheln und sich zu bewegen. Der Narkotiseur ließ ihren Puls los und wandte sich ganz der Äther-Maske zu. Esthers Röcheln wurde lauter. Blut sickerte aus der Wundhöhle hervor. Die unterbundenen Gefäße spannten sich stoßweise. Um Himmels willen — wenn die Unterbindungen nicht hielten — wenn plötzlich eine ungeheuere Blutung die ganze Wunde überschwemmte?

Aber so plötzlich wie das Röcheln begonnen hatte, so plötzlich endete es — schlagartig, mit einem Austritt von Schleim, der durch die plötzliche Entlastung der Luftröhre frei geworden war.

Kocher, der nur einen Augenblick lang gezögert hatte, griff wieder zu. Seine Finger fuhren zwischen Drüse und Kapsel hinein. Er lockerte und trennte das Gewebe mit äußerster Vorsicht. Minute auf Minute verstrich. Zweimal rissen einige der netzartigen Venen ein. Sie wurden unterbunden. Dann quoll die linke Drüse blaurot und prall aus der Kapsel hervor. Kocher wälzte sie heraus, immer weiter, bis im Hintergrund die letzte Arterie sichtbar wurde . . .

Kocher wies darauf hin. „Hier ist das Gebiet, in dem auch der Stimmnerv verläuft. Die Arterie muß vollständig isoliert werden, bis man ganz sicher ist, daß der Nerv bei der Unterbindung nicht mitgefaßt und abgeschnürt werden kann. Aber schon eine Zerrung des Nervs genügt, um Störungen der Stimme zu bewirken. Billroth legt den Nerv frei, um ganz sicher zu sehen, daß er nicht verletzt ist. Damit aber ist schon eine Zerrung verbunden. Deswegen lasse ich das ganze Gebiet möglichst unberührt."

Während er sprach, hatte er die Arterie freigelegt. Jetzt band er sie ab und durchschnitt sie. Und dann zog er die geschwollen entartete Drüse hervor und löste sie an ihrer Rückseite, Millimeter für Millimeter vorgehend.

Kochers Ruhe war beispielhaft. Während er die Drüse von ihrer letzten Verbindung löste, vollführten seine Hände ruhig und gleichmäßig ein fast artistisches Spiel mit Messer und Ligaturen. Dann plötzlich ein letzter Schnitt — und Kocher richtete sich auf. Er hielt den linken Kropf, die ganze knotige, blaurot angeschwollene Masse in seiner linken Hand. Und Esther — es war wie ein Wunder, das Röcheln war verstummt. Ihr Atem ging nicht mehr mühsam, pfeifend, sondern befreit und leicht.

Kocher hielt seinen Oberkörper nur für zwanzig oder dreißig Sekunden auf-

gerichtet. Dann nahm er ein neues Skalpell in die Hand. Er fügte dem senkrechten Halsschnitt einen zweiten, querverlaufenden Schnitt an. Er verwandelte den äußeren Hautschnitt in ein Y, dessen linker, oberer Zipfel nun über den rechten Kropflappen führte. Und er erklärte: „Hier sehen Sie den rechten Lappen vor sich. Er ist nicht so wie der linke im ganzen geschwollen, sondern nur knotig durchsetzt. Wie ich Ihnen bereits damals erklärte, werde ich mich hier mit der Ausschälung der Knoten begnügen."

Noch während Kocher sprach, hatte er den Kropflappen freigelegt. Er unterband einige oberflächliche Venen und schnitt über dem ersten Knoten in die Drüse ein. Dann führte er vorsichtig einen Finger in die Wunde, glitt mit dem Finger um den Knoten herum, lockerte ihn und holte ihn schließlich hervor. Wie ein Taubenei quoll der Knoten blau und mißfarben aus seiner Höhle heraus. Ein Schwall von Blut folgte nach. Aber Kocher preßte sofort einen Tampon in die Höhle hinein, und die Blutung versickerte. Dann durchtasteten Kochers Finger das Drüsengewebe nach dem nächsten Knoten.

Aber diesmal folgte der Knoten nur schwer. Als er es endlich tat, zeigte sich, daß er mit einem zweiten Knoten wie in einer Kette verbunden war, und Kocher holte auch diesen Knoten hervor. Anscheinend hatte er seinen Sitz neben der Luftröhre gehabt, denn wieder überfiel Esther das Röcheln, das mich vorhin erschreckt hatte. Kocher wartete gerade so lange, bis das Röcheln vorüber war, dann schnitt er tief auf einen vierten Knoten ein. Schon der Einschnitt blutete stark. Kocher mußte zehn kleine Gefäße unterbinden. Dann dauerte es viele Minuten, in denen Kochers Finger den Knoten umkreiste, lockerte und ihn endlich hervorziehen konnte, groß wie ein Hühnerei, mit vier kleineren Nebengebilden.

In dem Augenblick, in dem das letzte Gebilde erschien — schoß eine Blutfontäne schäumend empor. Sie übersprühte Kochers Hände und Esthers Hals und Brust.

Ich erschrak zutiefst. Ich sah, wie die beiden Assistenten erbleichten, sah, wie Dr. Roux sich auf die Zähne biß . . . lähmende Angst war plötzlich im Operationssaal . . .

Aber Kocher hatte schon mit einem hart zupackenden Griff mehrere Tampons in die Wundhöhle gestopft. Auch sein Gesicht wirkte blaß und durchsichtig.

Der Blutstrom ließ nach. Aber immer noch quoll es stoßweise hervor und rann über Esthers Brust. Kocher schob weitere Tampons in die Höhle. Und etwas gepreßt, aber ruhig sagte er: „Das ist der Nachteil der Ausschneidung. Eine solche Blutung hat Billroth einmal gezwungen, nachträglich noch die ganze Drüse zu entfernen, nur um die spritzende Arterie zu erreichen. Uns steht dieser Weg nicht offen. Denn das würde ja die totale Entfernung bedeuten, und Sie wissen, was dahinter lauert . . ."

Ich spürte kalten Schweiß auf der Stirn. Ich sah das Ende — das Ende allen Bemühens, allen Hoffens, wenn diese Blutung nicht zu stillen war . . .

Kocher tamponierte immer noch.

Und da — plötzlich versiegte die Blutung — so plötzlich, wie sie begonnen hatte. Kocher richtete sich auf. „Wir können weitermachen", sagte er, aber jetzt löste sich die Erregung in ihm und verzerrte seine Stimme. Eine Schwester mußte ihm den auf seiner Stirn ausbrechenden Schweiß abtupfen. Dann begann er mit der Wundversorgung und dem Verband.

*

Schon am nächsten Tag zeigte sich, daß Esthers Stimme nicht beeinträchtigt, der Nerv also nicht geschädigt war. Aber dann folgten zwei Wochen voller Furcht vor einer Nachblutung. Auch Fieber stellte sich ein, das erst in der zweiten Woche aufhörte. Ich glaube, daß Kocher nicht weniger nervös wartete als William Cabot und ich.

Doch nach diesen zwei Wochen begann plötzlich die Heilung mit ungestümer Kraft. So groß unsere Angst vorher gewesen war, so groß wurde jetzt

die Zuversicht. Am sechzehnten Tag stand Esther zum erstenmal auf. Am achtzehnten waren die Wunden weitgehend verheilt.

Als ich sie an diesem Tag besuchte, saß sie vor einem großen Spiegel, der eigens in ihr Zimmer gebracht werden mußte. Ihre Hände fuhren über ihren Hals, und sie betrachtete immer von neuem ihr Bild. Die grausam häßlichen Schwellungen, die sie vor wenigen Wochen noch entstellt hatten, waren verschwunden. Verflogen waren alle Atembeschwerden, leicht und frei hob und senkte sich die Brust. Nur das Y der Operationsnarbe verriet, was geschehen war.

„Oh, Dr. Hartmann . . ." flüsterte Esther. „Ich glaube, erst jetzt werde ich wirklich ein Mensch. Jetzt erst werde ich anfangen zu leben . . . Ich habe ja noch gar nicht gelebt . . ."

Immer wieder glitten ihre Finger den Narben entlang. „Eine Kette mit einem Anhänger wird auch das Letzte verbergen . . . Meinen Sie nicht auch?"

Ich nickte lächelnd und empfand ein tiefes Glücksgefühl, während ich zusah, wie Lebensfreude, neues Selbstbewußtsein und Zufriedenheit in diesem jungen, schönen Mädchen erwachten. „Ja", sagte ich, „Sie werden nie mehr Ihren Hermelin tragen müssen . . ."

„Nein, alle Qual ist für immer vorbei", flüsterte sie, und Tränen des Glücks rollten über ihre Wangen.

Acht Tage darauf verließ Esther die Klinik. Auf der Freitreppe standen einige von Kochers Patienten, die zu Verehrern der schönen Esther geworden waren. Unter ihnen ein indischer Fürst, der auch Heilung bei Kocher suchte.

Esther flog förmlich die Stufen herab, ihrem Vater entgegen. Ihre Augen leuchteten, und ihr kindliches Glück ließ sie alle strengen Kleiderregeln vergessen. Sie hatte absichtlich die Bluse weit offen gelassen, so daß ihr Hals zu sehen war. Ihr Hals, den nun keine schreckliche Schwellung mehr entstellte.

Lächelnd breitete William Cabot seine Arme aus. Esther schmiegte sich hinein und rief:

„O Vater, das Leben ist so schön . . ."

Sie ahnte ja nicht, daß noch nicht alles entschieden war. Sie wußte nicht, warum ihr Vater und ich alle Freude noch gedämpft hielten. Über uns stand unausgesprochen die Frage: Würde Kocher recht behalten? Würde Esther tatsächlich verschont bleiben von den schrecklichen Folgen, die ich gesehen hatte, von denen auch William Cabot wußte?


„Ich war gerade beim Friseur . . ."

Nach einem halben Jahr erst verringerte sich die Angst. Cabot schrieb mir aus Florida, daß Esther aufblühe und sich verlobt habe. Er könne sich jedoch noch nicht entschließen, einer Heirat zuzustimmen, obwohl er den jungen Mann, den sie ausgesucht habe, sehr schätze. Es sei furchtbar schwer für ihn, seine Zurückhaltung zu begründen, ohne die Wahrheit zu sagen.

★

Zwei Jahre später meldete mein Butler mir in New York eines Morgens einen Besuch, ein Ehepaar. Der Name, den mir mein Butler nannte, war mir unbekannt. Ich hatte ihn nie gehört.

Als die beiden jedoch eintraten — erkannte ich Esther sofort. Sie war schöner als je zuvor. Sie trug tatsächlich eine kleine Kette mit Anhänger um den Hals, und nichts verriet das schwere Schicksal, das hinter ihr lag.

Esther begrüßte mich stürmisch, in ihren Augen schimmerte es feucht. Und dann sagte sie: „Ich komme mit Bill, meinem Mann. Auch er will Ihnen danken für alles, was Sie für mich getan haben. Es war ja viel mehr, als ich damals ahnen konnte. Vater hat mir inzwischen alles gesagt. Dr. Hartmann, ich danke Ihnen so sehr, daß Sie Lüge und Schweigen auf sich nahmen und mir die Wahrheit verbargen. Vielleicht hätte ich doch nicht den Mut gehabt, allem ins Gesicht zu sehen. Professor Kocher hat recht behalten. Ihm und Ihnen danke ich mein Glück, mein Leben . . ."

Esther besuchte mich von da an jedes Jahr. Zwanzig Jahre nach ihrer Operation trafen wir uns in Europa, in Bern, zu einem gemeinsamen Besuch bei Kocher. Wir saßen zu dritt im gleichen Raum in Kochers Haus, in dem er mir einst seinen furchtbaren Irrtum gestanden hatte.

Es war geradezu ein historisches Treffen, weil Kocher unterdessen viele Hunderte von erfolgreichen Teiloperationen durchgeführt hatte — und nicht nur das. Mehrere von Kochers einstigen Wunschträumen waren in Erfüllung gegangen. Die örtliche Betäubung war entdeckt, und Kropfoperationen wurden ohne Narkose ausgeführt. Die Physiologen hatten herausgefunden, daß die Schilddrüse, die keinen „Ausgang" hatte, ein sogenanntes Organ mit „innerer Sekretion" war. Nach dieser Erkenntnis gelang es, die Folgen eines völligen Ausfalls der Drüse mit Einspritzung von Schilddrüsenextrakten zu beheben.

Darüber hinaus aber hatten andere Forscher noch eine weitere Entdeckung gemacht. Sie hatten an der von Kocher schon so vorsichtig behandelten Rückseite des Schilddrüsenlappens kleine, kaum sichtbare Körperchen entdeckt, die den Namen „Epithelkörperchen" erhielten. Und sie hatten herausgefunden, daß eine Verletzung oder Entfernung dieser Körperchen jene rätselhafte Tetanie verursachte, die ebenfalls nach Kropfoperationen aufgetreten war.

Gestützt auf dieses Wissen, eroberte sich die operative Behandlung des Kropfes, die zwanzig Jahre vorher noch das Werk einiger weniger mutiger Chirurgen gewesen war, die Operationssäle der Welt.

Im nächsten Heft:

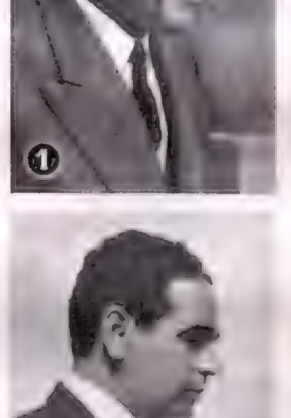




„Freispruch!" sagte der Richter

Boris Boricki aber sagte: „Tod!"

In dieser flachen Grube, zwischen den Büschen im Park einer Genfer Villa versteckt, fand die Polizei eine von Pistolenschüssen durchsiebte Leiche. Der Tote: Jean Galland, ein kleiner Kaufmann aus der französischen Grenzstadt Annemasse, nicht weit von Genf. Das ungewöhnliche Motiv: Blutrache! Im November 1955 war in Jean Gallands Wohnung ein entsetzliches Unglück geschehen: Frau Frieda Galland stand neben dem Gasbadeofen, als dieser explodierte. Wie eine Fackel brannten ihre Kleider. Wenige Tage später war Frau Frieda ihren schweren Verbrennungen erlegen. Seitdem hatte Galland keine ruhige Stunde mehr. Der Vater seiner toten Frau, ein wohlhabender Geschäftsmann namens Boris Boricki, verfolgte ihn mit wildem Haß. „Du trägst die Schuld am Tode meiner Tochter!" Mit dieser Bezichtigung ging Boricki sogar zum Staatsanwalt. Das Gericht jedoch sprach Jean Galland frei. Aber das änderte nichts an dem titanischen Haß seines Schwiegervaters. Als Jean schließlich zum zweitenmal heiratete, da erklärte der erbitterte Boricki in aller Öffentlichkeit: „Galland muß sterben!" Niemand nahm die Worte des Sechzigjährigen ernst. Aber Boris Boricki hatte schon einen festen Mordplan. Er mietete am Stadtrand von Genf eine Villa. Dorthin wurde Galland von einem Komplicen seines Schwiegervaters gelockt. Als er das Haus betrat, war ein Radio auf höchste Lautstärke eingestellt. Der dröhnende Lärm verschluckte die Pistolenschüsse . . .







Wegen Mordes angeklagt: der 60-jährige Boris Boricki (1) und der ihm treu ergebene Marcel Guedj, der mit einer Tochter Borickis verheiratet ist (2). Charles Boujon (3) wird der Beihilfe zum Mord beschuldigt. Er lockte Jean Galland unter einem Vorwand in die Genfer Villa.

In Genf: Mord am Schwiegersohn



Die Rache ist

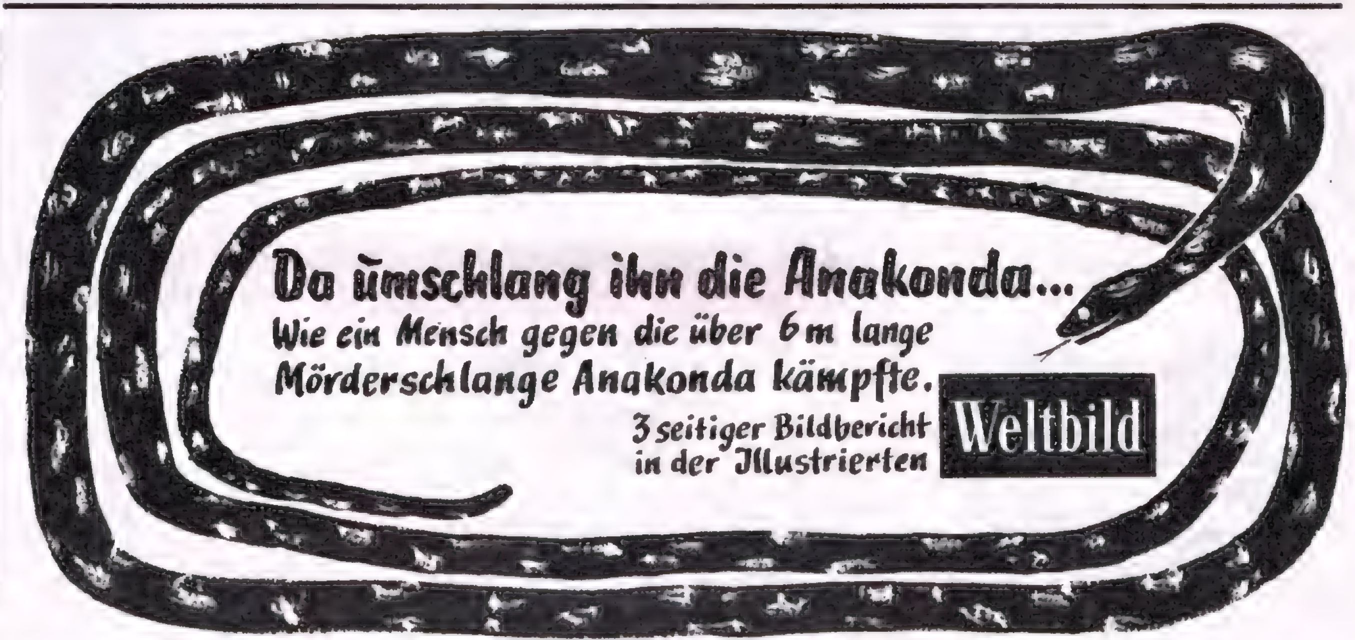


Die erste Frau Jean Gallands. Als sie starb, nahm ihr Vater Rache . . .



Die zweite Frau des Ermordeten, die 21jährige Yvonne. Sie führte das Geschäft weiter, das Boris Boricki seiner Tochter eingerichtet hatte.

mein ...schwor Boricki





Die erste Frau Jean Gallands. Als sie starb, nahm ihr Vater Rache . . .



Die zweite Frau des Ermordeten, die 21jährige Yvonne. Sie führte das Geschäft weiter, das Boris Boricki seiner Tochter eingerichtet hatte.

mein . . . schwor Boricki



Vom Manne besiegt Sehr weiblich erschrocken, ganz anders als das gletscherkühle nordische Vorbild, sperrt hier Brunhild Mund und Nase auf, als sie sieht: König Gunther hat sie nicht nur im Fechten (unten), sondern auch im Steinwurf besiegt. Daß Siegfried, in der Tarnkappe unerkannt, seinem König geholfen hat, erfährt sie in Film und Sage erst viel später. Was sich die Kostümberater allerdings an „germanischen" Flügelhelmen ausgedacht haben, dürfte wohl manchem Historiker eiskalte Schauer über den Rücken jagen . . .





Menschlich gesehen... Prominente Gäste auf dem Münchner Oktoberfest: Die Komikerin Liesl Karlstadt begrüßt den Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß (in Hemdsärmeln, oben). Ihr Gespräch war natürlich nicht zu verstehen. Aber sicher haben sie, wie viele andere, herzhaft die hohen Preise verwünscht. Desto mehr freute man sich über das „Atelierfest" einer Artistengruppe, das von einer Firma gratis veranstaltet wurde. Hauptattraktion: „Reni und Günther." Sie zeigen hier gerade, daß man mit dem altbekannten „Kopf-auf-Kopf-Stand" noch etwas Neues anstellen kann. Renis modischer „Pferdeschwanz" kitzelt Günther nämlich immer in der Nase, bis er lachen muß und das Haar beiseite pustet. Aber er darf dabei nicht den Kopf bewegen — sonst fällt Reni herunter und macht ihrem Günther anschließend kräftig die Hölle heiß.



Beim Oktoberfest in München:

Der Haar-Trick

Neues aus der Medizin:

Magnetisches Gebiß

Die Befestigung von Zahnprothesen ist sowohl für die betroffenen Patienten wie für ihre Zahnärzte ein jahrhundertealtes Problem. Amerikanische Forscher haben nun einen neuen Weg eingeschlagen: Sie pflanzen die Prothesen direkt auf den Ober- beziehungsweise Unterkiefer, also ins Zahnfleisch ein. Doch benutzen sie nicht etwa Schrauben oder Stifte zur Befestigung der Prothesen am Knochen. Sie nützen die Wirkung winzigkleiner, aber sehr starker Magnete aus. Diese Magnete, hergestellt aus Kobalt-Platin, werden sowohl im betreffenden Kieferknochen wie an der Unterseite der Prothese verankert. Dann werden beide Magnetflächen aufeinandergesetzt und das Zahnfleisch über den unteren Teil der Prothese vernäht. Versuche haben ergeben, daß selbst stärkste Belastungen dieses magnetisch befestigte Gebiß nicht aus seiner Lage verrücken können.

Operationen am Kopf sind ein Schrekken für die Frauen. Weniger wegen des Eingriffes selber, als wegen der Notwendigkeit, Kopfhaare abrasieren, oft sogar den ganzen Schädel kahl scheren lassen zu müssen. Die Chirurgen mußten bisher auf dieser Schur bestehen, um die Desinfektion des Operationsgebietes zu sichern. Ein neues Desinfektionsmittel macht das Opfer der Haare unnötig. Es handelt sich um ein Shampoon, das den Skalp vollständig sterilisiert, ohne daß Farbe und Qualität der Haare darunter leiden. Zudem macht dieses Mittel die Haare für einige Zeit glatt und schwer, so daß sie von selbst so liegenbleiben, wie der Chirurg sie ordnet.

Narkosemittel wie Chloroform und Äther haben einige unerwünschte Nebenerscheinungen. Bekannt ist das gefürchtete Unwohlsein nach der Operation, das oft bis zum Brechzwang reicht. Vor allem aber sind Chloroform und Äther feuergefährlich. Eine englische Medikamentenfirma hat daher ein neues Narkotikum herausgebracht. Dieses Narkosemittel ist gut verträglich und nicht brennbar. Es wird bereits in verschiedenen Kliniken angewendet.

Wunde Haut ihrer Kleinkinder ist eine nur allzuoft auftretende Sorge der Mütter. Verschiedene Untersuchungen ergaben als Ursache der Haut-Affektion ein gestörtes biochemisches Gleichgewicht des Stoffwechsels der Säuglinge. Als Folge dieser Erkenntnisse wurde jetzt ein Medikament entwickelt, das in flüssiger Nahrung gelöst eingegeben werden kann. Dieses Medikament ordnet das biochemische Gleichgewicht des kindlichen Stoffwechsels. Es vermindert insbesondere die stickstoffhaltigen Endprodukte und setzt dadurch die Reizwirkung des Harns auf die kindliche Haut entscheidend herab.

Klebepflaster sind oft eine Quelle des Unbehagens, ja des Schmerzes — dann nämlich, wenn sie von einer Wunde entfernt werden sollen. Zudem werden dabei oft auch noch die nur dünn vernarbten Wunden wieder aufgerissen. Ein neuartiges Pflaster-Entfernungsmittel hilft diese Gefahren meiden. Es ist ein Lösungsmittel, das aus einer Sprühdose als feiner Nebel auf das betreffende Pflaster aufgetragen werden kann. Das Mittel reizt die Haut nicht, ist unschädlich für alle Wunden und löst rasch und zuverlässig den Klebstoff der Wundpflaster auf.









„Atelier-Fest" der Artisten. Hier wird eine Sehenswürdigkeit Münchens geboten, ohne daß man sie erst aufsuchen muß: Schwabing! Achtzehn Artisten hatten auf ihre Bühne Schwabinger Milieu gezaubert und vereinten ihre Attraktionen zu einem turbulenten Atelier-Fest. Reni tanzt gerade ihrem Günther buchstäblich auf dem Kopf herum, was allerdings nicht nur in Schwabing vorkommen soll. Die neunzehnjährige Reni und Günther, 22 Jahre alt, waren vorher schon in Moskau, Leningrad, Warschau, Berlin und Düsseldorf aufgetreten.





ZUBAN
TURM



Adolf ist dohf
Dicki und Micki
Das ist Dicki... Sie ist gerade fünf geworden und darf jetzt Pferdeschwanz und „Blue Jeans" tragen. Das hat ihr Selbstbewußtsein sehr gestärkt. Dicki ist ein braves Kind — sagen die stolzen Eltern. Dicki ist eine Nervensäge — sagt Bruder Micki.
Und das ist Micki... Als mittelguter Abc-Schütze ist er in die zweite Klasse aufgerückt. Aber außerhalb der Schule ist er ganz groß: Er kennt alle Automarken, wittert Marmeladetöpfe hundert Meter gegen den Wind und versteht von Kühlschrank und Fernsehapparat viel mehr als sein ihn über alles liebender Papa.
Dicki und Micki sind reizende Geschwister. Man darf nur nicht in ihrer Nachbarschaft wohnen oder Apfelbäume im Garten haben. Dicki und Micki leben in Urfehde, wie das seit Eva und Adam zwischen Weib und Mann üblich ist. Sie streiten sich, sie raufen sich, sie lieben sich. Was Micki mit roher Gewalt erzwingen will, erreicht Dicki mit ein paar Tränchen.
max is dum
Der Zeichner Leo von Malachowski hat Dicki und Micki monatelang belauscht. Ab nächster Woche — Dicki und Micki in QUICK.



DER ROMAN EINES DEUTSCHEN MÄDCHENS

Mit Urgewalt brechen Liebe und Leidenschaft über die junge schöne Barbara Angermann herein. Ihr ehemaliger Verlobter, der frühere Major v. Diesborn, ist wieder aufgetaucht. Was sie nie für möglich gehalten hätte, geschieht: sie verfällt ihm. Aber drohend hängt über ihrer Liebe der dunkle Schatten ihrer Vergangenheit. Barbara weiß, daß sie Diesborn beichten muß, all das, was sie zum „Fräulein" der furchtbaren Nachkriegsjahre gestempelt hat: die Hölle von Berlin, als die Russen nach der Eroberung alle Frauen zum Freiwild machten. Ihre Bindung zu einem amerikanischen Oberst, der ihr die Ehe versprach und längst verheiratet war. Die Marter des CIC-Gefängnisses, dem sie nur entrinnen konnte, weil sie sich fälschlich als Straßenmädchen ausgab. Ihre Bindung zu einem amerikanischen Neger, der ihr selbstlos half. Ihre Bekanntschaft mit Jack Moserol, dem König des Schwarzmarktes, der sie vor einem Selbstmordversuch rettete und ihr sooft beistand. Schonungslos beichtet Barbara und verliert dadurch Diesborn, der seine ehrgeizigen Pläne und seine Karriere in Bonn nicht mit einer solchen Frau belasten will. Wieder ist Barbara allein. Nur ein Mann bewahrt ihr auch jetzt die Freundschaft: Frank Loewenthal, durch den sie den amerikanischen Millionär Foster Middendorf kennengelernt hat.

„Deine Freundin gefällt mir", sagte Loewenthal, als sie zwei Stunden später über die Tauentzienstraße gingen.

Sie hatten Susanne von Hofstetten in ihrer Pension abgeliefert, und Barbara wollte noch etwas frische Luft schnappen.

„Du kennst sie von früher?" fragte er. „Sie scheint eine kluge Frau zu sein."

„Sie wohnte im Haus meines Onkels in Dahlem. Damals war sie Dolmetscherin im Auswärtigen Amt. Später ging sie nach Frankfurt und war bis vor kurzem im Hauptquartier der Amerikaner tätig. Jetzt will sie wieder nach Berlin zurück."

„Sie ist Berlinerin?"

„Ja, sie hat ihre ganze Jugend hier verbracht und kann ohne Berlin nicht leben. Ich habe ihr angeboten, zu mir zu kommen und mir im Geschäft zu helfen", sagte Barbara.

„Und sie hat es angenommen?"

„Wahrscheinlich wird sie morgen schon bei mir anfangen." Barbara schob ihren Arm unter den seinen und lächelte.

„Na, jetzt lachst du wenigstens wieder. Gott sei Dank! Hast du Diesborn endlich überwunden?"

„Ich glaube . . ."

„Das ist gut."

Sie gingen noch ein Stück bis zum Nollendorfplatz.

Plötzlich blieb Barbara überrascht vor einer noch hellerleuchteten Kneipe stehen.

„Hier habe ich in der ersten Nacht, als ich Moserol kennenlernte, mit ihm gesessen, und später immer wieder. Damals war es noch eine halbe Ruine."

„Gehen wir doch hinein, Barbara. Ich habe sowieso Durst. Willst du?"

Sie nahmen an einem Tisch in der Ecke Platz, wo früher Moserols Stammtisch gestanden und die Schwarzhändler



VON JAMES Mc GOVERN

um ihre Mädchen gewürfelt hatten. Jetzt hatte die Kneipe sich sehr verändert. Nichts an dem hellen holzgetäfelten Raum erinnerte noch an ihr Ruinendasein.

„Du hast übrigens nie mehr nach Foster Middendorf gefragt, Barbara", sagte Loewenthal. „Hast du ihn völlig vergessen?"

„Nein."

„Ich glaube, er denkt sehr oft an dich . . ."

„Das tue ich auch, Frank. Aber in diesen Wochen wollte ich von niemand etwas hören."

Loewenthal bestellte Bier.

Als sie getrunken hatten, sagte er:

„Weißt du, was ich noch glaube, Barbara . . . ?"

„Nun, was denn?"

„Er wird dich eines Tages fragen, ob du seine Frau werden willst . . ."

„Wer?"

„Middendorf. Er hat sich in dich verliebt — soweit ein Mann wie er sich überhaupt verlieben kann . . ."

„Ach, Unsinn, Frank."

Aber sie errötete doch leicht. Loewenthal bemerkte es und beobachtete sie lächelnd.

„Es ist kein Unsinn, Barbara. Was würdest du tun, wenn er dich fragt? Du weißt, ein Mann wie Middendorf handelt schnell — er hat wenig Zeit zu einem vorbereitenden Flirt."

„Ich weiß nicht . . . Ich liebe ihn doch nicht."

„Aber er ist dir sympathisch?"

„Sympathisch? Ja, sehr."

„Manchmal genügt das für eine gute Ehe . . ."

Jetzt war er ernst.

„Nimm die Chance wahr, Barbara. Das Glück geht so oft an einem vorbei — aber wenn es einmal bleiben will, dann soll man zugreifen und es festhalten."

★

Zwei Wochen später lud Foster Middendorf sie zum Abendessen ein. Die Einladung kam mittags durch einen Boten: ein Strauß gelber Rosen und ein paar Zeilen mit der Bitte, abends sein Gast zu sein.

Barbara sagte zu.

In dem Salon des Hotelappartements war für zwei Personen gedeckt. Vor Barbaras Gedeck stand eine Kristallvase, diesmal mit tiefroten Rosen.

Middendorf nahm ihr den Mantel ab und rückte ihren Stuhl zurecht.

„Barbara . . ." begann er. „Es ist ein besonderer Tag heute. Jedenfalls für mich . . ."

„Ja, Foster . . . ?"

Zum erstenmal nannte sie ihn bei seinem Vornamen. Es erschien ihr plötzlich ganz selbstverständlich. ➡

Fräulein

„Als ich Sie damals auf Loewenthals Party sah, Barbara, wußte ich sofort, daß etwas Besonderes in meinem Leben geschehen war. Ich bin Loewenthal sehr dankbar, daß ich Sie durch ihn kennengelernt habe. Ein guter Freund, der Loewenthal ..."

„Ja, er hat auch mir viel geholfen. Ohne ihn wäre vielleicht manches anders gekommen ..."

„Gut, daß es so gekommen ist, wie es jetzt ist. Sonst wäre ich wohl um ein großes Glück ärmer."

Der Kellner hatte die Champagnerflasche geöffnet und die Gläser gefüllt.

Middendorf hob sein Glas. Hinter dem Kristallkelch stand sein großflächiges, zuversichtliches Gesicht.

„Verzeihen Sie mir, Barbara, wenn ich gleich mit der Tür ins Haus falle. Ich bin kein Mann langer Umschweife. Ich möchte Sie mitnehmen nach Amerika. Als meine Frau. Unser Schiff fährt in vierzehn Tagen von Bremerhaven. Wollen Sie mitkommen, Barbara?"

Sie schwieg. Sie war blaß geworden.

Wenn auch Loewenthal sie vorbereitet hatte — jetzt überraschte Middendorfs Antrag sie doch.

Ihr alter Traum, nach Amerika zu kommen, ging in Erfüllung ... Aber war es denn auch jetzt noch ihr Traum? Zwischen damals und jetzt lag ihre Liebe zu Diesborn ...

Middendorf würde ihr all das geben, was sie sich gewünscht hatte: Sicherheit, Geborgenheit und ein ruhiges Leben in Reichtum und Sorglosigkeit.

Langsam hob sie den Kopf und sah ihn offen an.

Er lächelte ihr zu, verstehend und ein wenig nachsichtig.

„Nun, Barbara?"

„So schnell, Foster?"

„Ich handle immer schnell. Allzulange Überlegungen sind nicht gut und fallen mir eher schwer. Aber bevor Sie endgültig ja sagen, muß ich noch etwas beichten."

Barbara schloß die Augen. Sie dachte an ihre Beichte bei Diesborn, mit der das Unglück begonnen hatte ...

„Ich lege keinen Wert auf Beichten, Foster — sie sind für mich ebenso überflüssig wie allzulange Überlegungen für Sie."

„Doch", sagte er, „Sie müssen wissen, daß ich schon dreimal verheiratet war. Einmal mit Dorothy Langenbach, einer Deutschen aus Pennsylvania. Es war eine Studentenliebe. Sie schloß sich später einer Sekte an. Erst viele Jahre nach der Scheidung begriff ich, warum sie das tat — ich hatte sie zu sehr vernachlässigt. Und dann ..."

Barbara hob ihr Glas.

„Wollen wir nicht lieber trinken, Foster?"

„Hören Sie mich erst zu Ende an, Barbara."

„Bitte, wenn Sie es nicht lassen können."

„Das zweitemal war es eine junge ungarische Schauspielerin, Roszi Meszaros. Aber auch diese Ehe ging kaputt. Roszi betrog mich — aber auch das war wohl meine Schuld. Auch sie hatte ich zuviel allein gelassen. Und meine dritte Frau auch. Ronny Wank war Chemikerin. Ich baute ihr ein märchenhaftes Labor für ihre Experimente. Aber sie suchte mehr als nur Arbeit. Sie lief mir mit ihrem Assistenten davon ... Ich möchte mich ändern, Barbara. Wenn Sie meine Frau werden, wird alles anders sein, ich verspreche es Ihnen. Wollen Sie?"

Sie schwieg. Sie zögerte noch immer. Middendorf war ein Mann, den sie bewunderte — aber die Welt, in der er lebte, war ihr fremd.

Und Diesborn ... Hatte sie ihn wirklich vergessen ... ?

„Sie wissen, daß ich einen anderen Mann geliebt habe, Foster ... Es ist noch nicht lange her, und auch jetzt gibt es immer wieder Momente, in denen ich mir nicht klar bin, ob ich ihn vielleicht nicht noch immer liebe ..."

„Ich weiß, Barbara. Aber auch diese Momente werden vorübergehen, glauben Sie mir."

Über den Tisch hinweg griff Middendorf nach Barbaras Hand.

Ihre Hand zuckte zurück. „Und meine Vergangenheit . . ."

„Die interessiert mich nicht."

„Eines Tages wird man sie vor Ihnen ausbreiten."

„Dann interessiert sie mich erst recht nicht."

Barbara schüttelte ungläubig den Kopf. „Also nun . . . was ist?"

Da legte sie ihre Hand in die seine.

„Ja, Foster."

Er stand auf. Er kam um den Tisch herum und nahm sie in seine Arme.

Barbara hob das Gesicht zu ihm auf und ließ sich von ihm küssen. Wieder überkam sie das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit. Es war nicht die Leidenschaft, die sie in den Tagen mit Diesborn empfunden hatte — aber es war das Ende der Verlorenheit in diesen wirren Jahren.

„Du sollst alles haben, was du dir wünschst", murmelte Middendorf, die Lippen in ihr Haar vergraben. „Ich verspreche es dir. Ich werde alles tun, um dich glücklich zu machen. Es wird keine andere Frau mehr in meinem Leben geben als dich."

Plötzlich ließ er sie los. Er ging zu der rechten Wand des Salons hinüber, die mit einem grauen Vorhang bedeckt war und zog an einer verborgenen Schnur.

Der Vorhang glitt auseinander.

Barbara war ihm mit dem Blick gefolgt. Nun leuchteten ihre Augen in der durchschimmernden Blässe ihres Gesichts. Das Licht der Kerzen auf dem Tisch fing sich in ihrem goldroten hochgesteckten Haar.

„Der van Gogh . . ." flüsterte sie.

Vor ihr an der Wand hing die *Landschaft aus Arles*, die einmal ihrem Onkel und dann Jack Moserol gehört hatte . . . Sie war sein geheimnisvolles Geschenk an sie gewesen — und sie hatte das Bild verkauft, um ihr Antiquitätengeschäft erwerben zu können . . .

„Er gehört dir, Barbara", sagte Middendorf. „Er ist mein Geschenk für den heutigen Tag."

★

Eine blasse Wintersonne hatte den Morgennebel durchbrochen. Vor der „General Hooker", die am Kai von Bremerhaven lag, um amerikanische Urlauber in die Staaten zurückzubringen, spielte eine Militärkapelle. Drei Wochen waren vergangen seit dem Abend, da Barbara eingewilligt hatte, Middendorfs Frau zu werden . . .

Geräuschlos hielt ein schwarzer Cadillac am Kai. Er hielt nicht weit von der Kapelle entfernt, und ein graulivrierter Negerchauffeur sprang heraus und öffnete die Wagentür.

„Komm, Barbara, es ist soweit. Wir sind da", sagte Middendorf, der als erster ausstieg.

Seit ein paar Stunden waren sie Mann und Frau.

Ursprünglich hatte Middendorf sofort nach der Trauung fliegen wollen, aber auf Barbaras Wunsch war es bei der Schiffsreise geblieben.

Er reichte ihr die Hand und half ihr aus dem Wagen. Nach ihr folgten Susanne von Hofstetten und Frank Loewenthal, die beiden Trauzeugen der kurzen Hochzeitsfeierlichkeit.

„Nun, Barbara", sagte Loewenthal, „fällt es dir sehr schwer, von Deutschland Abschied zu nehmen?"

„Ich habe noch gar nicht daran gedacht, Frank. Alles hat sich so überstürzt. Foster läßt mir ja kaum Zeit zum Nachdenken."

Sie lächelte. Es war ein glückliches Lächeln. In ihrem enganliegenden Pepitakostüm, den sportlichen Waschbärmantel um die Schultern gehängt, und mit der schwarzen Reisekappe, unter der die goldroten Haare hervorquollen, sah sie sehr jung und unternehmungslustig aus. Nichts verriet ihre innere Erregung. Für einen Augenblick verbarg sie ihr Gesicht in dem Orchideenstrauß, den sie im Arm trug.

„Leb wohl, Barbara", sagte Susanne von Hofstetten. „Und hab Dank für alles. Eigentlich hätte ich es gar nicht annehmen dürfen . . ."

„Was denn, Susanne?"

„Das Geschäft."

„Laß doch den Unsinn mit dem Dank! Ich bin so froh, es in deinen Händen zu wissen."

Sie hatte Susanne von Hofstetten den Laden am Kurfürstendamm übertragen. Jetzt dachte sie kaum noch daran. Die Zukunft, die große Ungewißheit, die vor ihr lag, beschäftigten sie ganz.

„Wir müssen gehen, Kind." Middendorf nahm Barbaras Arm.

Sie küßte Susanne und dann umarmte sie auch Loewenthal.

Langsam, die Orchideen im Arm, ging sie vor Middendorf den Laufsteg zur Reling des Schiffes hinauf.

Einmal blieb sie stehen und sah zu den Freunden am Kai hinunter.

Sie standen nebeneinander, der schlanke, große Loewenthal und die fast ebenso große Susanne in dem pelzverbrämten dunklen Kostüm. Sie waren ein schönes Paar, und Barbara wußte, daß Loewenthal für Susanne der gleiche gute Freund werden würde, der er in all den Jahren für sie selbst gewesen war . . .

Die Militärkapelle spielte. Dann wurden die Laufstege eingezogen und die Taue gekappt.

Barbara sah den Möwen nach, die über dem Kai schwebten und mit spitzen Schreien herabstießen. Sie hörte die Rufe der Seeleute, die an den Tauen arbeiteten. Alles kam ihr märchenhaft vor, unwirklich.

Dort unten lag das Land, das ihre Heimat gewesen war. Hinter ihr stand ihr Mann, Foster Middendorf.

„Ist es sehr schwer, Barbara?" fragte er.

„Nein."

„Du läßt niemand zurück?"

„Nein, Foster — niemand mehr."

„Keine Liebe?"

„Das ist vorbei."

Nach der amerikanischen Nationalhymne erklang das alte *Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.*

Barbara hob die Hand. Susanne und Loewenthal winkten. Loewenthal hob beide Arme und bewegte sie wie zwei Krähenflügel in der Luft.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen."

Tränen traten in Barbaras Augen. Loewenthal hatte vieles in ihrem Leben gelenkt, ohne daß sie es gewußt hatte . . .

„Weißt du schon, daß er wieder Deutscher werden will?" fragte Middendorf. „Ihr beide habt die Rollen getauscht: er war Amerikaner und wird Deutscher — du warst Deutsche und wirst Amerikanerin."

Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung. Loewenthal und Susanne winkten noch immer. Dann wurden ihre Gestalten kleiner und immer kleiner . . .

Barbara wandte sich zu ihrem Mann. „Okay, Foster . . ."

„Gehen wir essen, Kind", sagte er.

★

Fünf Jahre später stand eine reife, schöne Frau im Salon ihres luxuriösen Hauses im Berliner Villenviertel Dahlem und gab ihren ersten Empfang. ➡

Sie stand mit dem Rücken zu dem großen Spiegel, so daß sie für jeden Eintretenden doppelt zu sehen war. Mit einem leichten Neigen ihres Kopfes begrüßte sie ihre Gäste, ein fast unmerkliches Lächeln in den grünlichen Augen. Dieses Lächeln verlieh ihr etwas Unnahbares, und ihre Kleidung verstärkte diesen Eindruck.

Über dem Cocktailkleid aus schwarzem, mit Jettperlen besticktem Samt trug sie ein Nerzjäckchen, das ihre weißen Schultern und das tiefe Dekolleté fast verhüllte. Ihre kurzgeschnittenen rotgoldenen Haare, sorgfältig nach der letzten Pariser Mode frisiert, züngelten wie Flämmchen.

Barbara Middendorf war zurückgekehrt nach Berlin, an der Seite ihres Mannes, des neuen amerikanischen Wirtschaftsexperten für Ostfragen.

Sie haßte diese Empfänge und Cocktailparties — aber niemand merkte es ihr an. Sie hatte gelernt, die Rolle zu spielen, die sie vor fünf Jahren gewählt hatte . . .

Plötzlich fühlte sie einen Blick auf sich ruhen. Sie wandte den Kopf.

In einer Ecke des riesigen, luxuriös möblierten Raumes stand Frank Loewenthal.

Sie hatte ihn bisher nur ganz offiziell begrüßen können. Er hatte sogar, wohl mit Rücksicht auf die anderen, das vertraute, freundschaftliche Du vermieden. Jetzt aber, als ihr Blick dem seinen begegnete, war er wieder ganz vertraut, der gute alte Freund von einst.

Sie nickte ihm zu.

Durch die Gruppen der anderen Gäste kam er herüber.

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Frank, mein guter alter Frank — warum bist du denn so schrecklich förmlich?"

„Entschuldige, Barbara — aber du hast dich so sehr verändert. Du bist ein Mitglied der oberen Zehntausend geworden, und ich bin schüchtern solchen Frauen gegenüber . . ."

„Ach, Frank, manchmal kann ich mich selbst nicht mehr leiden. Komm, wir setzen uns irgendwo in eine stille Ecke. Ich habe Sehnsucht nach einem Gespräch wie früher."

Unbemerkt von den anderen, die den einflußreichen Millionär Foster Middendorf umschwärmten, gingen sie hinüber in ein kleines, etwas abgelegenes Nebenzimmer.

„Nun, wie geht es dir, Frank?" fragte Barbara und ließ sich in einem der tiefen mit Lammfell bezogenen Sessel fallen.

Loewenthal antwortete nicht. Er betrachtete sie lange und nachdenklich — so als könnte er sich kaum noch an jene Jahre erinnern, als die CIC-Gefangene Barbara Angermann unter seiner Aufsicht gestanden hatte. Nichts an dieser überaus gepflegten, eleganten Frau erinnerte noch an jene „Königin Luise der Straße", wie Captain Bronski sie damals böse genannt hatte.

Aber als sie jetzt ihr Gesicht zu ihm hinwandte, erkannte er an ihren Augen die alte Barbara wieder. Und plötzlich waren die Jahre wie ausgelöscht.

„Es geht mir gut, Barbara. Du weißt, ich bin wieder Deutscher geworden, und in wenigen Wochen heirate ich."

„Du heiratest? Wen denn?"

„Susanne von Hofstetten."

„Susanne! Ich bin noch gar nicht dazugekommen, sie zu besuchen. Ihr heiratet! Das ist aber wirklich eine Überraschung! Warum hat Susanne nie davon geschrieben?"

„Du bist selber eine recht schlechte Briefschreiberin gewesen, Barbara . . . Und richtig klar darüber, daß wir heiraten wollen, sind wir uns erst neulich geworden, als wir festgestellt haben, daß wir uns nun schon fünf Jahre kennen und daß es Zeit fürs Standesamt ist."

Sie schüttelte den Kopf. „Das sind Neuigkeiten . . ."

Und nach einer kleinen Pause:

„Weißt du, was aus Diesborn geworden ist und aus Moserol?"

„Ja. Susanne erfährt hin und wieder noch etwas von Diesborn. Er ist nicht zur Diplomatie gegangen. Er sitzt im

Amt Blank. Soll eine große militärische Karriere vor sich haben . . . Und Moserol hat eine Kunststoffabrik im Rheinland. Man munkelt auch von Rüstungsgeschäften . . ."

Barbara schwieg. Allen ging es wieder gut, selbst Moserol hatte es noch geschafft. Morgen würde er vielleicht der Partner ihres Mannes sein . . .

Sie schlug die Beine übereinander und nahm eine Zigarette von einem der Rauchtischchen, die überall umherstanden.

Loewenthal betrachtete sie von der Seite.

Sie war noch immer eine schöne Frau. Ihre Haut war durchsichtig zart, und die grünlichen Augen zwischen den leicht vorspringenden Backen konnten noch immer ironisch funkeln. Sie hatte auch noch die gleiche nervöse Angewohnheit wie damals, die rechte Augenbraue hochzuziehen, wenn sie etwas beschäftigte. Einen Moment lang kam es Loewenthal sogar vor, als sei diese Angewohnheit noch stärker geworden, ja als hätten die fünf Jahre ihrer Ehe sie nervöser gemacht.

„Und wie geht es dir, Barbara?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Was soll das heißen? Du bist doch glücklich?"

„Ich glaube, mein Mann nimmt es an."

„Aber Barbara!"

„Du wirst es vielleicht nicht verstehen, Frank — aber die fünf Jahre drüben waren furchtbar für mich. Eine prunkvolle kirchliche Trauung in New York. Eine Hochzeitsreise um die Welt — und dann nichts als Alleinsein. Immer allein . . . Nie hat mein Mann Zeit für mich. Monat für Monat saß ich in dem riesigen Haus an der Orienta-Spitze von Mamareck allein. Weißt du, was das heißt — immer auf einen Mann warten, der nur seine Geschäfte im Kopf hat?"

„Aber Middendorf ist doch ein so großartiger Mensch. Ich dachte . . ."

„Ja, ja, gewiß — aber er weiß nicht, was eine Frau braucht. Sie ist für ihn Zierat, ein luxuriöser Gegenstand, den man besitzt, und für den man nur dann da ist, wenn man zufällig mal Zeit hat. In der Pause zwischen zwei Transaktionen — wenn es überhaupt so eine Pause gibt. Natürlich, gemeinsame große Empfänge. Abendgesellschaft, Sichzurschaustellen — aber das ist doch keine Ehe!"

Loewenthal schwieg. Diesen Ausbruch hatte er nicht erwartet.

„Liebst du ihn denn nicht?"

Barbara zuckte die Achseln. Das Nerzjäckchen glitt von ihren Schultern und gab die weiße Haut frei.

„Ich weiß nicht. Kann man einen Mann wie ihn überhaupt lieben? Manchmal glaube ich es — aber wenn es so weiter geht, stirbt jedes Gefühl in mir. Ich bin doch schließlich eine lebendige Frau und kein Kleideraufhänger."

Ohne Übergang begann sie von ihrem Leben in Amerika zu erzählen: von den Frauenklubs, in denen sie zwei-, dreimal gewesen war, und die sie, abgeschreckt, nie wieder aufgesucht hatte . . . Von der mechanisierten Langeweile der Millionäre . . . Von dem verlogenen Puritanertum . . .

Je länger sie sprach, um so betroffener wurde Loewenthal. Er konnte es nicht begreifen, daß dies die gleiche Frau war, die sich einmal sehnlichst gewünscht hatte, nach den USA zu kommen.

„Und schließlich", sagte sie, „bleibe ich für die da drüben immer das Fräulein — das deutsche Nachkriegsfräulein, das gerissen genug war, sich einen Millionär zu angeln. Und wenn sie alles von meinem Leben wüßten, wäre ich vollkommen unten durch. Allein mein Aufenthalt im Hause eines Negers würde genügen, um mich unmöglich zu machen. Sie sind engstirniger, bornierter als Diesborn."

„Aber dein Mann doch nicht!"

„Warum sollte er eine Ausnahme sein? Wenn man ihm einmal meine Vergangenheit serviert, bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als mich senkrecht hinauszuschmeißen."

„Er schmeißt dich nicht hinaus, Barbara", sagte Loewenthal.

„Glaubst du? Ich bin nicht so sicher."

Sie wandte sich um. Einer der Diener war zu ihr getreten und überreichte ihr eine Visitenkarte.

Barbara warf einen Blick auf die Karte und erblaßte. Sie reichte sie Loewenthal.

„Da hast dus. Man soll das Schicksal nicht herausfordern."

Loewenthal nahm die Karte und las:

LEO BRONSKI

Manhattan-Baucompany

„Was will der hier?" fragte Loewenthal. „Zum letztenmal hörte ich von ihm vor ein paar Jahren . . . als er aus der Armee ausgestoßen wurde. Vor Gericht kam er aber ganz glimpflich davon."

„Und jetzt kommt er meinem Mann nachgereist, um ihm rasch noch mitzuteilen, wen er geheiratet hat."

„Bleib du hier und laß dir nichts anmerken", sagte Loewenthal. „Den Burschen nehme ich dir ab."

Er verließ das kleine Zimmer, und Barbara sah noch, wie sich Loewenthal im großen Salon durch die Menge drängte.

Sie holte aus ihrem silbernen Täschchen eine Zigarette und zündete sie an. Dann trat sie zu dem kleinen Empire-Spiegel und betrachtete ihr Bild.

Jetzt erst merkte sie, wie blaß sie geworden war. Ihr schien, als hätten ihre Augen allen Glanz verloren.

Seltsam, dachte sie. Ist mir dieses Luxusleben wirklich so viel wert, daß ich zu Tode erschrecke, wenn die Gefahr droht, es plötzlich zu verlieren?

Sie schüttelte den Kopf. Nein . . . das konnte es nicht sein.

Sie wandte sich um und sah drüben im Salon in einem Kreis befrackter Diplomaten ihren Mann stehen.

Auf einmal spürte sie wild ihr Herz klopfen.

Da wußte sie zum erstenmal in ihrer Ehe, daß es nicht das Haus an der Orientaspitze von Mamareck war, um das sie zitterte.

Zum erstenmal zitterte sie um ihren Mann.

Fortsetzung folgt

Ihre „QUICK" hat diese Woche einen Umfang von 88 Seiten. Es freut natürlich die ganze Redaktion, daß sie unseren Millionen Lesern dadurch viele Bild- und Textseiten zusätzlich liefern kann. — Dieses Mehr an unterhaltsamer Lektüre wird ermöglicht durch das Vertrauen unserer Inserenten, die in diesem Heft mit vielen interessanten und informierenden Anzeigen um Ihre Gunst werben. Und mehr Anzeigen — das wird Ihnen schon aufgefallen sein — bedeuten mehr redaktionelle Beiträge — für Sie, liebe Leser. — Viel Spaß also mit der „d i c k e n" Quick





Wie Samson in der biblischen Geschichte, nachdem ihm Delila die Locken geraubt hatte, so wird auch der mächtige See-Elefant schwach und hilflos, wenn er sein Sommerfell verliert. Apathisch liegt er an Land auf hartem Stein, scheuert sich, um die „Mauser" zu beschleunigen, und wird erst wieder lebhaft, wenn der Winterpelz wächst . . .



Der Riese der Antarktis Auf seine Vorderflossen gestützt, drei Meter hoch aufgebäumt wie ein massiger Felsblock, so brüllt der See-Elefanten-Bulle seinen ohnmächtigen Zorn in die Winterlandschaft. Zwar wirkt der Mensch, der sich frech in die Nähe des Bullen gewagt hat, klein und unscheinbar wie David neben Goliath. Aber der im Wasser so flinke Bulle ist mit seinen sechs Zentnern Gewicht und seiner Länge von über sechs Metern an Land tolpatschig und hilflos, wenn er einem schnellfüßigen Gegner gegenübersteht. Doch wehe, wenn der waghalsige Jäger etwa stolpert und liegenbleibt: er würde von dem gereizten Tier erbarmungslos erdrückt. — Diese eindrucksvolle Aufnahme gelang dem Ingenieur einer Antarktis-Expedition.

ELEFANT in der MAUSER

Ein Wasser-Riese wird hilflos

Ein weltberühmtes Ehepaar plaudert aus der Schule:



Weltberühmt sind Arthur Miller, der mit 41 Jahren schon zu den erfolgreichsten Bühnen-Autoren unserer Zeit gehört, und der Filmstar Marilyn Monroe. Genau fünfzehn Monate sind sie verheiratet: Zeit genug, den Partner kennenzulernen — mit allen seinen Gewohnheiten, seinen kleinen Schwächen Die werden hier verraten . . .

Arthur Miller über Marilyn...



Mit der Schlamperei ist's vorbei! Meine Ehefrau Marilyn ist leider sehr ordnungsliebend. Entschlossen sorgt sie dafür, daß ich stets passend angezogen bin (oben). Allen Leuten erzählt sie: „Mein Mann besaß früher überhaupt nur zwei Anzüge, seinen Hochzeitsanzug und den anderen!" Schreiben darf ich auch nicht mehr, wann es mir paßt. Marilyn ist für geregelte Arbeitszeit. Wehe mir, wenn ich sie nicht eingehalten habe!



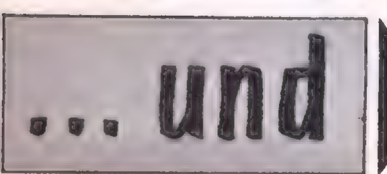
Der Männer-Magnet Wo immer Marilyn und Arthur Miller auftauchen — die „begehrteste Blondine der Welt" zieht unfehlbar alle Männerblicke auf sich. Sogar glückliche Familienväter riskieren ein Auge. Arthur Miller: Die seltsamste Folge unserer Heirat ist, daß auf einmal alle Presse-Fotografen, alle Halbwüchsigen und alle Polizisten „Arthur" zu mir sagen. Früher wurde ich als „Mr. Miller" angesprochen.



Sie ißt nur, was nicht dick macht

Meine Marilyn ist, wie alle Frauen, um ihr Äußeres sehr besorgt. Kein Tag vergeht ohne ängstliche Blicke auf den Zeiger an der Waage und auf die Speisekarte: Marilyn ißt fast nur Steak, Leber und leichte Gemüse. Ihrer Figur zuliebe hat sich meine Frau sogar eiserne Hanteln zugelegt, mit denen sie Gewichtheben trainiert. — Wenn wir ausgehen wollen, so wird meine Geduld jedesmal hart auf die Probe gestellt: Schönmachen und Anziehen dauert bei Marilyn drei bis fünf Stunden. Wir kommen meistens zu spät ...

Zwei schwere Schläge mußten Arthur und Marilyn Miller in ihrem ersten Ehejahr einstecken: Marilyn erkrankte lebensgefährlich, und Arthur wurde verurteilt. Wegen „Mißachtung des Kongresses" erhielt er eine Gefängnisstrafe (mit Bewährungsfrist). Er hatte sich geweigert, vor einem Untersuchungsausschuß die Namen von Schriftstellern anzugeben, die er 1947 in einer kommunistischen Versammlung, an der er als Gast teilnahm, gesehen hatte. Trotz dieser Aufregungen ist der Verfasser von ernsten Schicksalsdramen wie „Tod eines Handlungsreisenden" und „Hexenjagd", wie seine Freunde versichern, heute viel heiterer und optimistischer als vor seiner Hochzeit mit Marilyn. Er selbst sagt: Mit Einundvierzig bin ich ein völlig neuer Mensch geworden. Ich habe von meiner Frau zu leben gelernt.



... und Marilyn Miller



25 Pfund zugenommen hat mein Mann, seit wir geheiratet haben. Allerhand, nicht wahr? Arthur ist wie alle Männer: Beim Angeln in der Brandung läßt er sich nicht einmal von mir ablenken. Damit er sich auch bei der Arbeit so gut konzentrieren kann, habe ich ihm ein spartanisches Schreib-Zimmer eingerichtet. Wenn sein neues Stück nicht rechtzeitig zur Premiere im Herbst fertig wird — an mir liegt's nicht ...



Den „Bis-gleich-Kuß" bekommt „Er" auch, wenn „Sie" nur eben zehn Minuten einkaufen geht. Das Bild verrät, was beide nicht sagten, weil es selbstverständlich ist: die Millers lieben sich ...

über Arthur



Unser Hund Hugo frißt am liebsten Gänseblümchen. Sein Herrchen, meinen Mann, nenne ich „Poppy" — aber nur, wenn wir allein sind. Manchmal sage ich auch „Art" zu ihm. Wenn ich aber „Arthur" durch die Wohnung rufe, dann heißt das soviel wie: Ich bin sehr böse mit dir!

Noch etwas über Arthur: Er ist der erste Mann, der über meiner Trödelei vor dem Spiegel nicht den Verstand verloren hat. Wenn ich früher mit Männern ausging, gab es häufig Krach, nur weil ich meinen Kavalier eine oder zwei Stunden warten ließ. Arthur bringt das nicht aus der Ruhe: Er macht es sich in Sessel bequem, stopft sich eine Pfeife und liest. Hinterher allerdings habe ich manchmal Schwierigkeiten ihn zum Aufbruch zu bewegen . .



Im Horoskop:

Die drei Fehler des

Der Mordfall Patton-Straße 127 macht Inspektor Morgan von Scotland Yard sehr zu schaffen ... In einer ausgebrannten Wohnung fand man im Bettkasten der Couch eine halbverkohlte Leiche. Morgan identifizierte den Toten als Robert Draper, den Inhaber der Wohnung, einen Mann, über den nicht allzuviel Gutes zu sagen ist. Eigentlich hieß er Wood und war verheiratet. Dann verließ er seine Frau und lebte unter falschem Namen weiter — lebte über seine Verhältnisse, hatte Weibergeschichten ... Gladys Turner war seine letzte Freundin, eine verheiratete Frau, die ein Kind von ihm erwartete ... Erst durch die polizeiliche Vernehmung erfuhr ihr ahnungsloser Mann die Wahrheit. Er erwürgte seine Frau ... Je mehr Scotland Yard über Draper erfährt, desto übler erscheint der Tote. Er hat das sympathische alte Ehepaar Steiner erpreßt, weil er Belastendes über die Vergangenheit ihres Sohnes wußte. Otto Steiner hatte allen Grund, ihn zu hassen ... Ist Steiner Drapers Mörder? Er beteuert seine Unschuld — aber alle Indizien sprechen gegen ihn. Aus Mitleid schiebt Morgan Steiners Verhaftung noch hinaus. Da erfährt er, daß die Steiners London heimlich verlassen haben ... Zu gleicher Zeit meldet sich ein Mann namens Perkin in Scotland Yard. Mit seiner Aussage erhält der Mordfall Patton-Straße 127 plötzlich ein neues Gesicht. Perkin berichtet, daß Draper hohe Wettschulden bei dem Buchmacher Parsons hatte ... daß Parsons Geduld zu Ende war ... daß der Buchmacher am Mordabend Draper zur Rede stellen wollte ... und daß Parsons seit jenem Abend verschwunden ist ...

Buchmacher Parsons ist verschwunden ... seit der Nacht, in der Draper ermordet wurde ... Die Worte klangen in der Stille des Polizeizimmers nach, unheimlich, drohend.

Der Mann, der sie gesprochen hatte, der dicke, redselige Herr Perkin, betrachtete mit gespielter Harmlosigkeit die kurzgeschnittenen Nägel seiner Wurstfinger. Der falsche Brillantring glitzerte aufdringlich.

Minutenlang herrschte Schweigen.

Inspektor Morgan tat, als lauschte er auf Stimmen, die vom Flur draußen hereinklangen. In Wahrheit aber beobachtete er scharf sein Gegenüber.

Er war sich klar darüber, daß der biedere Herr Perkin mit den verräterischen Schweinsäuglein die beiden anonymen Briefe geschrieben hatte. Warum aber hatte er sie geschrieben, wenn er schließlich doch selber gekommen war?

„Herr Perkin", sagte er dann, „Zeugenaussagen nach, hat Herr Parsons und noch ein anderer Mann ungefähr um neun Uhr dreißig abends Draper aufsuchen wollen. Meinen Sie, daß er es später noch einmal versucht hat, als er merkte, daß Draper nicht da war?"

Perkin nickte.

„Er hatte schon eine Woche vorher zweimal versucht, ihn zu treffen. Als ich

der Galgen

Der Quick Krimi

Kriminal-Inspektors Morgan, aufgezeichnet von John Bingham

ihn am Nachmittag sprach, sagte er, diesmal *würde* er Draper sprechen — und wenn er bis zum Morgen vor seiner Wohnung warten müßte. Er war wütend. Vielleicht hat er es später noch mal allein versucht."

„Haben Sie eine Ahnung, wer sein Begleiter gewesen sein könnte?"

„Ich hab erst durch die Zeitung erfahren, daß noch einer dabei war."

„Sie sagten, Parsons sei verschwunden. Woher wissen Sie das?"

„Er kam nicht ins Geschäft. Wir haben daraufhin in seiner Wohnung mehrere Male angerufen. Nie hat sich jemand gemeldet. Jessie, seine Sekretärin, ist dann heute früh auf dem Wege zum Büro vorbeigegangen. Sie hat eine ganze Reihe Milchflaschen vor der Wohnungstür vorgefunden. Sie klingelte mehrmals — aber niemand antwortete. Dann hat sie noch den Hausmeister gefragt, aber der hatte Parsons auch schon seit Tagen nicht mehr gesehen."

„Wie ist die Adresse?"

„Sie kennen seine Adresse nicht? Ich war der Meinung, die würden Sie wohl erfahren haben, wo er doch ein Freund von Draper ist."

„Wir kennen sie nicht, Herr Perkin." Morgans Stimme klang gereizt. „Sonst hätte ich Sie nicht danach gefragt."

„Gut, gut . . ." Jetzt war Perkin beleidigt. „Nicht nötig, mir gleich den Kopf abzureißen. Parsons wohnt in einem der modernen Ein-Zimmer-Luxus-Appartements, mit gekacheltem Bad, Einbauküche und . . ."

„Hören Sie", Morgan klopfte nervös mit dem Bleistift auf den Notizblock, „würden Sie so gut sein und mir nicht den Komfort der Wohnung schildern, sondern die Adresse sagen?"

„Shaling-Hof 4, am Königsweg, das ist in Chelsea. Sehen Sie, Inspektor, ich bin hierhergekommen aus freien Stücken, niemand hat mich gezwungen — ich kam, um meine Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen, ich kann erwarten . . ."

„Ja, ja", unterbrach Morgan ihn. „Es tut mir leid, wenn ich die Geduld verloren habe, Herr Perkin."

Er nahm den Telefonhörer ab und ließ sich mit seinem eigenen Büro verbinden, wo Shaw sich vermutlich noch mit Fräulein Alice Tamworth, Drapers angeblicher Verlobter, herumstritt.

„Wie stehts?" fragte er.

„Allright", erwiderte Shaw vorsichtig.

„Hören Sie zu, Shaw. Zwei Leute müssen sofort nach Chelsea, Shaling-Hof 4, am Königsweg. Das ist die Privatadresse des Buchmachers Joe Parsons. Es ist ein Appartement. Die Polizisten werden sich mit Gewalt Eingang verschaffen müssen. Die Wohnung soll durchsucht werden, um festzustellen, ob Parsons geflohen ist. Sind Anzeichen für eine Flucht vorhanden, so sind alle Polizeistationen, Flug- und Schiffshäfen zu beauftragen, ihn im Zusammenhang mit dem Mord an Robert George Wood alias Draper festzuhalten. Auch Interpol ist zu verständigen. Es kann natürlich auch sein, daß er nur ein paar Tage einen . . ."

„Gerade jetzt vor dem Derby kaum anzunehmen", murmelte Perkin. „Parsons würde dann nie verreisen."

„. . . einen Ausflug gemacht hat", vollendete Morgan. „Aber das ist unwahrscheinlich."

„Haussuchungsbefehl?" fragte Shaw gewohnheitsmäßig.

„Später." Morgan legte den Hörer auf und wandte sich wieder Perkin zu.

„Nun möchte ich noch eine eingehende Personalbeschreibung von Parsons haben."

„Was? Noch mal? Das hab ich dem anderen, dem Wachtmeister, doch schon alles erzählt."

„Sagen Sie es mir bitte auch noch. Jede Einzelheit ist wichtig. Alter: etwa achtunddreißig — stimmt das?"

„Ungefähr", antwortete Perkin mürrisch.

„Größe: etwa ein Meter siebzig — ja?"

Perkin zuckte die Achseln. „Ich hab ihn nicht nachgemessen."

„Mittelgroß?"

„Ja, aber ziemlich untersetzt. Eine breite, knochige Gestalt."

„Haarfarbe?"

„Braun, bißchen gewellt. Und braune Augen. Kein Schnurrbart, glatt rasiert. Und eine ziemlich gerade Nase."

„Hat er, wie man so sagt, einen eckigen oder einen runden Kopf?"

Perkin überlegte. Er zupfte an seinem Schnurrbart und spitzte die Lippen.

„Einen runden Kopf", sagte er schließlich, „und auch ein rundes Gesicht."

„Was hat er für Zähne?"

„Zähne? Seine eigenen, nehme ich an. Ausgenommen, daß ein Vorderzahn ne Goldkrone hat."

Morgan überlas seine Notizen. Nicht besonders ermutigend . . . das alles konnte auf Hunderte von Männern passen.

„Fällt Ihnen nicht irgend etwas ein, das Parsons von anderen unterscheidet? Irgendwas Besonderes?"

Perkin schüttelte den Kopf.

„Er war ein ziemlich gewöhnlicher Kerl. Sein Ton war ein bißchen rauh, wie bei allen Buchmachern."

„Trug er eine Armbanduhr?"

„Jetzt, wo Sie mich das fragen, fällt es mir ein . . . Ja, eine goldene. Er war sehr stolz darauf. In Italien gekauft."

„Wie sah sie aus?"

„Viereckig. Mit Zeigern, die im Dunkeln leuchten. Er sagte mal, sie sei staub- und wasserdicht."

„Trug er sie an einem Lederband oder an einem goldenen?"

„Gold natürlich", sagte Perkin. „Das Beste ist immer gerade gut genug für Parsons."

„Trinkt er? Raucht er?"

➡

„Whisky mag er gern. Ich auch, da wir gerade davon sprechen. Aber er trinkt mäßig. Rauchen tut er auch. Meistens Zigaretten."

„Ist er ein Kettenraucher? Ich meine: sind seine Finger gelb vom Nikotin?"

„Hab ich nie bemerkt."

Der Inspektor legte den Bleistift auf den Tisch. „Gut", sagte er. „Ich danke Ihnen. Wir sind fertig."

„So . . ." Perkin richtete sich in seinem Stuhl auf. „Aber ich glaube, ich weiß noch was, das wichtig sein könnte . . . Als Sie vom Rauchen und von den nikotingefärbten Fingern sprachen, fiels mir ein. Aber die ganzen Angaben sind vielleicht Blödsinn. Vielleicht ist Parsons krank und liegt in irgendeinem Krankenhaus."

„Ja", sagte Morgan geduldig. „Das kann sein, aber ich bezweifle es. Was wollten Sie mir noch berichten? Irgendwas über seine nikotingefärbten Finger?"

„Ich wollte sagen . . . aber wirklich, es ist nur etwas ganz Geringfügiges, nur eine Einzelheit."

Morgan seufzte. Er blickte auf die Schreibtischplatte hinunter, damit Perkin ihm nicht die Ungeduld aus den Augen lesen konnte.

„Macht nichts, nur heraus mit der Sprache", sagte er.

„Als Sie von den Fingern sprachen, fiels mir ein", wiederholte Perkin. „Parsons hatte einen goldenen Siegelring. Er trug ihn immer auf dem linken kleinen Finger — aber jetzt trägt er ihn auf dem rechten kleinen Finger."

„Soo?" Morgan versuchte, Interesse zu zeigen, während er sich eine Notiz machte. „Warum?"

„Er *mußte!*" Perkin lachte schallend, als ob ihm ein besonders guter Witz gelungen wäre. „Er mußte den Ring auf die andere Hand stecken, weil er den linken kleinen Finger verloren hatte! Wurde ihm von der Tür eines Eisenbahnwagens zerquetscht, auf der Fahrt zu den Pferderennen in York! Mußte ihm abgenommen werden! War nicht mehr genug von dem Finger übrig, um einen Ring draufzustecken!" Er lachte noch immer.

Sehr zu seinem Ärger aber lachte Inspektor Morgan nicht mit. Sein Gesicht war wie eingefroren.

„Wissen Sie das ganz genau? Wissen Sie genau, daß ein Teil von Parsons' linkem kleinem Finger fehlte?"

„Natürlich! Ich war ja mit ihm im Zug, als er den Unfall hatte. Wie er sich anstellte, als der Bahnbeamte die Tür zuschlug, das hätten Sie sehen sollen!"

Perkin schüttelte sich so vor Lachen, daß sein dicker Bauch wackelte. Seine Schweinsäuglein blitzten. Es mußte für ihn die Erinnerung an einen der Höhepunkte seines Lebens sein.

Morgans Gesicht war unbeweglich. Niemand hätte ihm angesehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Niemand hätte gemerkt, daß er in diesem Augenblick nur einen einzigen Wunsch hatte: seinen Besucher so schnell wie möglich loszuwerden.

Langsam erhob er sich.

„Ich danke Ihnen, Herr Perkin. Wenn wir Sie noch einmal brauchen sollten, werden wir Sie benachrichtigen."

Zusammen mit Perkin trat er auf den weißgekalkten Flur hinaus, ganz ruhig, gelassen den geschwätzigen Reden des rundlichen Mannes lauschend. Aber eine Sekunde nachdem Perkin um die Ecke zu der großen Treppe hin verschwunden war, stürzte Morgan zum Fahrstuhl.

Oben, im Flur der Mordkommission, rannte er in sein Zimmer.

Er nahm sich nicht Zeit, sich erst an den Schreibtisch zu setzen. Noch im Stehen zogen seine Hände das Aktenstück herüber, aus dessen blauem Dekkel ein kleines graues Schild mit der Aufschrift *Mordsache Patton-Straße 127* herausstand.

Er blätterte — schnell, schneller, immer schneller . . .

Da war, was er suchte: der ausführliche Bericht des Pathologen Thompson.

Morgans Augen flogen die Zeilen entlang. Dann ließ er sich auf seinen Stuhl sinken.

In diesem Moment schrillte das Telefon.

„Wachtmeister Shaw. Ich bin gleich

selber mit in Parsons' Wohnung gefahren, Inspektor . . ."
„Und? Was gibts?"
„Komische Geschichte. Fehlt nichts von seinen Sachen. Er muß Hals über Kopf weg sein. Rasierapparat, Zahnbürste, Waschzeug, Hemden, Anzüge — alles ist da. Am besten, Sie benachrichtigen sofort alle Polizeistationen. Oder soll ichs tun, wenn ich zurück bin?"
„Nicht mehr nötig, Shaw", sagte Inspektor Morgan.
Seine hellen Augen starrten auf den Bericht des Pathologen.
„Ich weiß, wo Joe Parsons ist, Shaw. Joe Parsons, achtunddreißig Jahre alt, einssiebzig groß, mit seinem Goldzahn und seinem verstümmelten linken kleinen Finger . . . Er liegt halbverkohlt in der Leichenhalle. Wir müssen einen anderen suchen, Shaw. Er heißt Robert George Wood alias Draper . . ."

★

Draper lebte!
Draper lebte und war verschwunden . . . untergetaucht in der Masse der fünfzig Millionen Engländer . . . oder auf den Kontinent geflohen . . . oder in einen anderen Erdteil — nachdem er Joe Parsons ermordet hatte.
Wo steckte er?
Inspektor Morgan wußte es nicht.
Eines aber wußte er: das Verbrechen hatte Draper zweifachen Vorteil gebracht. Mit dem Buchmacher Joe Parsons war er seinen schlimmsten Gläubiger losgeworden und gleichzeitig hatte er durch den Brand sämtliche Spuren verwischt und den Verdacht der Polizei in die falsche Richtung gelenkt. Sie mußte glauben, *er selber* sei das Opfer.
Der perfekte Mord . . .
So wenigstens mochte Draper gedacht haben, als er nach dem mit Benzin gefüllten Kanister griff und das Streichholz unter die Zündschnur hielt . . .
Aber da war eine Kleinigkeit, eine winzige Kleinigkeit, mit der er nicht gerechnet hatte.
Diese Kleinigkeit war der verstümmelte Finger des Buchmachers Parsons, mit dessen Hilfe es gelungen war, seine Leiche zu identifizieren.
Draper hatte genug Gründe, unterzutauchen . . .
Die Schulden wuchsen ihm über den Hals. Gladys, seine Geliebte, erwartete ein Kind. Seine Firma hatte ihn entlassen. Seine Frau, vor der er sich unter falschem Namen jahrelang versteckt gehalten, war ihm auf die Spur gekommen. Alice Tamworth, angeblich seine Braut, bestand auf dem Heiratsversprechen, das er ebensowenig erfüllen konnte, wie er ihr Vermögen und Adelstitel zu bieten vermochte. Und noch einen Grund gab es. Dieser Grund hieß Renate Brückmann.
Renate Brückmann, die jetzige Verlobte des Anwalts Blaker, war vielleicht die stärkste Bedrohung für Draper gewesen. Sie wollte ihn wegen Erpressung der Steiners anzeigen, und Draper mochte geahnt haben, daß er keine milden Richter gefunden hätte . . .
Deshalb also hatte Robert George Wood alias Robert George Draper beschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen — nur daß der Buchmacher Joe Parsons den Preis dafür zahlen mußte.
Das alles setzte Morgan dem Wachtmeister Shaw auseinander.
„Und wenn Sie bedenken, wie raffiniert Draper alles überlegt hat, Shaw", sagte Inspektor Morgan. Bedächtig zündete er seine Pfeife an und schob dem Wachtmeister ein Zigarettenpäckchen über die Schreibtischplatte zu. „Seine eigene Uhr band er um Parsons' Handgelenk. Ein paar Sachen, die ihm gehörten, steckte er in die Taschen des Toten. Dann tat er alles, damit die Leiche so gründlich verbrennen sollte, daß sie nicht mehr identifiziert werden konnte. Und um doppelt sicherzugehen, legte er obendrein noch Feuer an die gesamte Wohnung. Wenn die Feuerwehr nicht so prompt dagewesen, wenn das Haus völlig ausgebrannt und zusammengestürzt wäre — Draper hätte uns alle überlistet!"
„Was machen wir jetzt mit den Steiners, Inspektor?"
„Was wir jetzt mit ihnen machen?"
„Ja. Es scheint doch, als ob der arme Kerl völlig den Kopf verloren hat und mit seiner Frau geflohen ist. Nicht, daß mir das besonders viel ausmachte. Von

Fortsetzung Seite 86

Quick

„Kein Wunder, wenn man sich bei diesem Nebel in der Hausnummer irrt . . ."

Unser Zeichner Klaus Pause verirrte sich im

Herbstnebel



„Siehste, es war doch keine Nebelwand!"



„Guten Tag Frollein Gerda — da bin ich!"



„Huch – Sie sind ja gar nicht mein Bräutigam!"



„Guck, Paul, der Nebel ist weg!"

Aus der Heimat der
BÄREN-MARKE

Werke
zeitgenössischer
Maler:

JOSEPH BUCHTY
»Almfrieden«

Sehnsucht nach den Bergen

Der schöne Zusammenklang lieblicher Matten und erhabener Berge zieht alle Menschen, die in großstädtischer Enge oder in der Ebene wohnen, immer wieder in seinen Bann. Inmitten dieser Weiden des Alpenvorlandes liegen die Werke, wo in vorbildlichen Verfahren aus wertvoller Rohmilch BÄREN-MARKE gewonnen wird. Diese gute und ergiebige Dosenmilch ist von besonders reinem Wohlgeschmack. BÄREN-MARKE besitzt die würzige, gesunde Kraft ihrer heimatlichen Landschaft.

BÄREN-MARKE – die vertraute gute Dosenmilch

hergestellt von der

ALLGÄUER ALPENMILCH AG MÜNCHEN



Unsere Leistung: Seit 50 Jahren höchste Qualität
Unser Beitrag: Schon seit Jahren stabile Preise

Fortsetzung von Seite 83

mir aus können alle Ausländer, die in England sind, bis ans Ende der Welt fliehen. Aber Sie wissen, in den Abendzeitungen steht eine Notiz, daß wir Steiner suchen. Er wird es bestimmt auch lesen. Und er wird noch mehr Angst bekommen. Ich dachte, wenn wir einen Haftbefehl für Draper herausgeben und die Zeitungen informieren, erfährt es Steiner sicher auch und kommt zurück."

Morgan schüttelte den Kopf. Er hatte einen ganz anderen Plan ...

„Wie lange, glauben Sie, könnten sich zwei von der Polizei gesuchte Ausländer wie die Steiners mit ihrem deutschen Akzent in England aufhalten, ohne gefunden zu werden?"

Shaw überlegte.

„Vielleicht achtundvierzig Stunden, Inspektor. Vielleicht auch zweiundsiebzig. Aber kaum länger."

„Und ein von der Polizei gesuchter Engländer wie Draper?"

„Hier in England? Wochenlang! Vielleicht sogar Monate, wenn er sich geschickt und unauffällig verhält."

„Das ist genau meine Meinung. Wenn wir den Haftbefehl gegen die Steiners weiterlaufen lassen, werden wir sie bestimmt bald finden. Wir werden sie dann selbstverständlich sofort auf freien Fuß setzen — aber in aller Stille. Keinerlei Veröffentlichungen, nichts in der Presse. Unterdessen ergeht ein Haftbefehl für Draper an alle Polizeistationen. Auch er darf keinesfalls in die Presse! Verstehen Sie, was ich meine? Ich will Draper in Sicherheit wiegen. Er soll glauben, daß wir hinter Steiner her sind. Er soll das Gefühl haben, daß gegen ihn selber keinerlei Verdacht besteht. Nur so fühlt er sich völlig sicher. Nur so wird er allmählich unvorsichtig. Ich bin überzeugt, daß er noch in England ist und auf eine Chance wartet, ins Ausland zu gehen. Aber selbst wenn es ihm schon gelungen sein sollte, ins Ausland zu kommen ... Wir werden Interpol einschalten ..."

Morgan schlug mit der Faust auf den Tisch:

„Ich will Draper fangen, lebendig fangen! Dieser Kerl gehört an den Galgen! Er ist von Grund auf schlecht. Menschen wie er rechtfertigen die Todesstrafe. Diese Mörder, diese Erpresser, diese Lumpen, die Verbrechen begehen, nur um selber bequem leben zu können!"

Er sah Shaw fragend an.

„Sind Sie nicht auch meiner Meinung?"

„Ja. Nur was Steiner betrifft ..."

„Los, Shaw, sagen Sie geradeheraus, was Sie denken!"

„Tja, Inspektor ... Ich halte es aus zwei Gründen immer noch für das beste, auch im Falle Draper, die Presse zu informieren. Einmal, um dem unglückseligen Steiner seine Unschuld zu bestätigen. Und dann: Die Hilfe der Öffentlichkeit kann von ungeheuerem Wert für uns sein — wir verschenken sie, wenn Sie es nicht durch die Zeitungen gehen lassen ..."

Morgan stocherte in seiner Pfeife.

„Sie vergessen eins, Shaw: das Geld. Draper kann nicht allzuviel Geld bei sich haben. Er hat den Mord begangen, einen Tag bevor er sein letztes Gehalt bekommen hätte. Er kann sich auch nicht sofort um eine neue Stellung bewerben. Damit würde er sich zu sehr in die Öffentlichkeit wagen. Er wird also aller Wahrscheinlichkeit nach solange warten, bis er von Steiners Verhaftung erfährt. Erst dann wird er sich sicherer fühlen. Der Mangel an Geld ist im Moment seine schwächste Seite. Wir müssen ihn in dem Glauben wiegen, daß wir nur hinter Steiner her sind."

Morgan überlegte. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Dann sagte er:

„Lassen Sie alle Polizeistationen in England dementsprechend benachrichtigen. Außerdem muß sofort in allen Versatzämtern und bei allen Altwarenhändlern nachgeforscht werden, ob jemand, der Drapers Beschreibung entspricht, in den letzten Tagen eine goldene Herrenarmbanduhr versetzt oder verkauft hat — Parsons' Uhr, die Draper vermutlich an sich genommen hat. Sie ist ein italienisches Fabrikat, viereckig, wasser- und staubdicht und hat Leuchtzeiger. Verstanden?"

Shaw nickte. Verstanden hatte er — aber einverstanden war er ganz und gar nicht. Wenn es nach seiner Meinung gegangen wäre, so hätte er die Fahndung nach Draper sofort in den Zeitungen bekanntgeben lassen.

Aber es ging nicht nach seiner Meinung. Es ging nach der Meinung von Inspektor Morgan. Und Inspektor Morgan beging mit dieser Anordnung den zweiten der drei verhängnisvollen Fehler im Mordfall Patton-Straße 127 ...

★

Am nächsten Tag kam Inspektor Morgan gegen neun Uhr ins Büro.

Er war eben dabei, seine Aktenmappe auszupacken und den Tabaksbeutel, die verschiedenen Pfeifen, die er immer mit sich herumschleppte, und das in Pergamentpapier gewickelte Vesperbrot an die gewohnten Plätze zu legen, als Wachtmeister Shaw, einen Aktenbogen in der Hand, eintrat.

„Guten Morgen, Inspektor."

„Morgen, Shaw. Was Neues?"

Shaw hielt ihm den Aktenbogen hin. Es war die Niederschrift eines Ferngesprächs, das er soeben mit dem Polizeikommissar von Winchester geführt hatte.

8.30 Anruf von Polizeikommissar Smith, Polizeipräsidium Winchester, Grafschaft Hampshire.

Kommissar S. meldet, daß der Altwarenhändler Miller, der auch Pfänder beleiht, der Polizei auf Befragen folgendes mitgeteilt hat:

Gestern früh sprach in M.s Laden ein Mann von mittelgroßer Statur vor, um eine goldene Uhr zu verpfänden.

Besucher machte nervösen Eindruck, so daß M. Diebesgut vermutete. M. fragte Besucher, ob er es sehr eilig habe, worauf Besucher antwortete, er habe es keineswegs eilig, sei nur nervös und unsicher, da er noch nie etwas versetzt habe. Antwort klang M. glaubwürdig. Er belieh die Uhr — es handelt sich um ein italienisches Fabrikat mit Leuchtzeigern — und Besucher ging wieder.

Uhr ist zweifellos die gesuchte Uhr des ermordeten Parsons. Polizei von Winchester beobachtet zur Zeit alle Hotels, Gasthäuser, Pensionen der Stadt. Streifen überwachen Ausfallstraßen.

Morgan legte das Aktenblatt auf den Schreibtisch. Er nickte befriedigt.

„Dieser nervöse Kunde ist Draper, gar kein Zweifel. Passen Sie auf, Shaw, wir werden ihn bald haben. Wahrscheinlich wird er versuchen, nach irgendeiner Hafenstadt durchzukommen."

„Glauben Sie, Sir, daß er bei Nacht reist?"

„Das bezweifle ich. Er ist ja nicht auf der Flucht — noch nicht. Er weiß es ja nicht, daß wir wissen, daß er am Leben ist. Abgesehen von den notwendigsten Vorsichtmaßnahmen, wird er sich bestimmt keine große Mühe geben, sich zu verbergen. Er muß annehmen, daß wir ihn für tot halten. Keinen Moment wird er auf den Gedanken kommen, daß wir hinter ihm her sind. Für ihn sind wir hinter den *Steiners* her — genauso wie es in den Zeitungen steht. Sie sehen also, wie recht ich hatte, die Fahndung nach Draper streng geheim zu halten!"

„Wir haben ihn noch nicht . . ."

„Es kann sich doch nur um Stunden handeln, höchstens um Tage — das garantiere ich Ihnen. Über die Steiners liegt keine Meldung vor?"

„Eine Meldung nicht. Aber die Tochter ist da. Fräulein Doktor Steiner . . ."

„Dann aber schleunigst rein mit ihr! Wollen mal sehen, was sie uns zu erzählen hat."

Shaw ging hinaus.

Morgan rieb sich die Hände. Zum erstenmal seit Tagen fühlte er sich wieder frisch. Die schwüle Hitze hatte nachgelassen, er verspürte keine Kopfschmerzen mehr und, was das Wichtigste war, der erste Erfolg seiner Maßnahmen zeigte sich. Bald würde Draper der Polizei ins Netz gehen, und die Steiners konnten zurückkehren zu ihrem Geschäft, zu ihrem kleinen Häuschen . . .

Während er noch darüber nachdachte, daß die Schwierigkeiten des Anfangs sich gelöst hatten und alles nun wie am Schnürchen ablief, öffnete sich die Tür. An der Seite von Wachtmeister Shaw trat eine junge Frau herein.

Morgan kannte Rachel Steiner von dem Bild her, das er im Büro ihrer Eltern gesehen hatte: ein schlankes, ernst aussehendes Mädchen mit dunklem Haar und einem schmalen Gesicht.

Jetzt aber war dieses Gesicht nicht nur ernst — es war starr und weiß wie ein Bildnis aus Marmor. Tiefe Schatten lagen unter den mandelförmigen Augen. Rachel Steiner trug ein einfaches dunkelblaues Kostüm und eine weiße Hemdbluse. Sie hatte keinen Hut auf. Ihre Hände spielten nervös mit einer Brille, deren Umrahmung zu der Farbe ihres Kostüms paßte.

Auf dem Bild in Steiners Büro hatten ihre Augen einen sanften Ausdruck gehabt. Nun war nichts mehr von Sanftheit in ihrem Blick. Es waren Augen, die Furchtbares gesehen hatten, und die erstarrt waren in Schmerz.

Rachel Steiner ging direkt auf Inspektor Morgan zu. Ehe er noch den Mund auftun konnte, sagte sie:

„Ich bin gekommen, um Ihnen zu gratulieren, Inspektor. Sie haben erreicht, was selbst den Nazis mißlang. Sie haben meine Eltern vernichtet."

Morgans Gesicht fuhr herum, er blickte hinüber zu Shaw, als wollte er in den Zügen des Wachtmeisters die Erklärung für Rachels Worte lesen.

Aber Shaws Miene war ausdruckslos.

„Was wollen Sie damit sagen, Fräulein Doktor Steiner?" fragte Morgan.

„Ah, Sie wissen es noch nicht? Sie hetzen meine Eltern zu Tode und wissen es nicht einmal?"

„Zu Tode? Was soll das heißen? Um Himmels willen, was ist geschehen?"

„Daß meine Eltern den Gashahn aufgedreht haben, soll es heißen! Daß Sie ein Mörder sind, Inspektor Morgan. Daß Sie . . ."

Bisher hatten ihre Worte unnatürlich ruhig — beherrscht, kalt, geklungen. Sie sprach leise, mit einem leichten amerikanischen Akzent. Nun aber versagte ihr die Stimme. Sie schloß die Augen und senkte den Kopf. Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„Fräulein Doktor Steiner", sagte Morgan, „ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Es tut mir unendlich leid. Ich hatte keine Ahnung . . ."

Sie schluckte und richtete sich auf. Es sah aus, als bereute sie, vor Morgan ihre Haltung verloren zu haben.

„Ich brauche Ihr Mitleid nicht", sagte sie eisig. „Ich will kein Mitleid von dem Mörder meiner Eltern." **Fortsetzung folgt**



MAGGI
Rindfleisch-Suppe mit Eiernudeln

So gehaltvoll kräftig

Das ist ein Süppchen, liebe Hausfrau, mit dem Sie immer Ehre einlegen. So kräftig und so ursprünglich durch das gute Rindfleisch und so gehaltvoll durch die reichliche Nudeleinlage! MAGGI Rindfleisch-Suppe mit Eiernudeln schmeckt in der Tat wie hausgemacht.

Neue Ideen am eigenen Herd

Die MAGGI Rindfleisch-Suppe mit Eiernudeln ist wohl tischfertig, liebe Hausfrau, aber Sie bleiben doch Ihr eigener Kochkünstler, denn die MAGGI Rindfleisch-Suppe mit Eiernudeln können Sie immer nach eigenen Ideen vielfach abwandeln. Zum Beispiel durch Zufügen von gedünsteten grünen Erbsen, gewürfelten Tomaten, feingeschnittenem Schnittlauch, gehackter Petersilie, Eierstich, Kräuterklößchen, Markklößchen, gedünsteten Kopfsalatstreifen oder Überstreuen mit Reibekäse. Kurzum: Ihrer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

MAGGI
bietet mehr Abwechslung

Es lohnt sich immer, einen ausreichenden Vorrat MAGGI Delikateß-Suppen zur Hand zu haben. Dann kommen Sie nie in Verlegenheit und können immer abwechslungsreich kochen.

- Blumenkohl-Suppe
- Eiermuschel-Suppe mit feinen Gemüsen
- Feine Erbsen-Suppe mit Räucherschinken
- Fleischklößchen-Suppe mit breiten Nudeln
- Feine Nudel-Suppe mit Fleischklößchen
- Fleisch-Suppe mit Reis
- Hühner-Suppe mit Nudeln
- Linsen-Suppe mit Speck und ganzen Linsen
- Ochsenschwanz-Suppe
- Rindfleisch-Suppe mit Eiernudeln
- Steinpilz-Suppe
- Tomatencreme-Suppe

MAGGI Delikateß-Suppen wie hausgemacht

MD 71/22